7059.
Q. XII. 40.
Nicht ausleihbar

29. März 1927.

Alruna.

Ein

Taschenbuch für Freunde

der

deutschen Vorzeit

von

Ernst Müller.

FÜRSTL. HOFBIBLIOTHEK SCHLEIZ

Zweites Jahr 1807.

Mit zehen Bildern

die Rückkehr zur Spindel

nach F. M. Usteri, von H. Lips.

Zürich und Leipzig,

bei J. H. Füßli, Sohn, und in Commission
bei J. B. Schiegg.

DL.1 27358
2 IH

LANDES-
UND STADT-
BIBLIOTHEK
DÜSSELDORF

65.517

MONATS
TAFELN.

Ianuar.

Februar.

Mærz.

Aprill.

May.

Iunius.

Iulius.

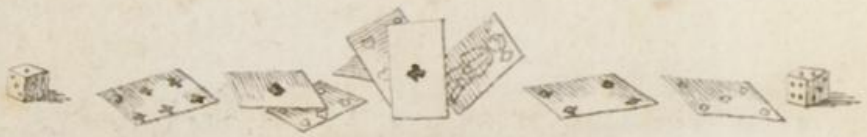
August.

September.

October.

November.

December.



Alruna.

Zweiter Jahrgang.

Durch die schmeichelhafteste Aufnahme ermuntert, erscheint Alruna ihren Freundinnen in diesem Jahre wieder, und wird auch künftig erscheinen, so lange sie des schätzbaren Beifalls derselben gewiß seyn darf. Es war dem Herausgeber ungemein erfreulich, zu erfahren, wie so viele wackere Frauen und Jungfrauen den Zweck dieses Taschenbuchs gebilligt, und wie so manche die in demselben aufgestellten Bilder der Vorzeit, besonders das Gemälde altdeutscher Muttertreue, mit wahrhafter Rührung beherzigt haben: denn es wird ja dadurch offenbar bewiesen, daß unsere Weltlinge durchaus nicht im Allgemeinen

Recht behalten, wenn sie behaupten: unsere schönen Lebensgefährtinnen wollten nicht gern mit ernsten, sondern weit lieber mit scherzhaften, der Phantasie und der Eitelkeit schmeichelnden Dingen unterhalten seyn. Daß das von vielen gesagt werden darf, ist freilich nicht zu läugnen; aber es von allen zu behaupten, wäre eine Sünde, die man nur bei völliger Verkennung des weiblichen Adels zu begehen im Stande seyn würde. Und wird auch das Weib oder Mädchen je zuweilen durch bloße Tändeleien, Flitterspiele und leere Glattzüngigkeiten gereizt, gefesselt und befriedigt, wer trägt denn im Grunde die Schuld davon? Sinds nicht jene Weltlinge selbst, indem sie entweder zu geistesarm sind, durch ihren Umgang den Sinn der Huldinnen zu etwas höherem und besserem zu erheben, oder indem sie sich den Weg zum Herzen derselben auf eine mühlosere, spielende Weise zu bahnen suchen?

Ueberzeugt, daß der weibliche Geist eine weit würdigere Huldigung verdient, und daß sich gewiß ein großer Theil unserer deutschen Frauen und Jungfrauen recht gern mit Gegenständen, die dem Verstande und dem Herzen frommen, zu beschäftigen pflegt, werde ich daher auch dem Zwecke dieses Taschenbuchs bei seinen Fortsetzungen nicht nur unverbrüchlich treu bleiben, sondern mich sogar noch dichter an denselben anschließen, indem ich den mir von mehreren wackern Gelehrten geäusserten Wunsch zu befriedigen suchen, und die romantischen Gemälde der Alruna von Zeit zu Zeit mit kleinen historischen Abhandlungen über den Geist, die Sitten, die Religions- und bürgerliche Verfassung unserer ältern Vorfahren durchweben werde. Der Nutzen, den diese Einstreuungen für solche Leserinnen bewirken müßen, welche die frühere Geschichte unseres Vaterlandes gerade nicht aus größeren Werken studiren

können und mögen, wird sich schon von selbst erklären, und ich darf hier nur erwähnen, daß die Sitten-Gemälde der Alruna selbst dadurch in einen gehörigern Gesichtspunkt geschoben werden dürften.

Ich liefere demnach diesmal zuvörderst einen historischen Schattenriß der alten Deutschen, so wie er sich aus den Berichten der ältesten Geschichtsschreiber ergiebt, die freilich fast nichts weiter als einzelne Charakterzüge unserer Voreltern für die Nachwelt aufbewahrt haben. Ich nenne das, was sich aus diesen einzelnen Zügen zusammensetzen läßt, und was ich für die Leserinnen der Alruna daraus zusammensetzen darf, eben deshalb auch nur einen historischen Schattenriß, und will mich durch diese Ueberschrift, wo möglich, vor einer allzustrengen Critik zu schützen suchen, die, wenn sie etwa auf einen Augenblick vergessen sollte, für wen ich schreibe, vielleicht weit mehr fordern dürfte,

als sie hier geleistet findet. — Rückerinnerung an die Denkart und Sitten unserer Voreltern, Erweckung der Vaterlandsliebe, und Belebung des Sinnes für häusliche Tugend nach altdeutscher Weise, sind die Zwecke, die ich bei diesem Taschenbuche vor Augen habe, und nur was auf diese Beziehung hat, kann in meine Grenzen gehören. Aus gleichen Gründen wird es sich hoffentlich auch rechtfertigen lassen, wenn ich mich in diesem Aufsatze hauptsächlich nur bei den treflichen, nachahmungswerthen Eigenschaften unserer Ahnen verweile, die Fehler und Gebrechen derselben hingegen nur leicht berühre; die Freunde unseres jetzigen Zeitalters thun ja gewöhnlich das nämliche, und finden nicht das geringste Arge dabei. Thue ich unrecht daran, so ist es doch gewiß verzeihlicher und besser, als wenn ich, wie so viele Andere, gerade umgekehrt verführe.

Nächstdem folgt eine kurze Darstellung der alt-

deutschen und nordischen Götterlehre, die gewiß in mehr als einer Hinsicht aus dem grauen Dunkel allmählicher Vergessenheit wieder einmal ans Licht gezogen zu werden verdient, zumal da durch dieselbe vielleicht manche künftige Dichtung der Alruna um so verständlicher werden dürfte. — Ich habe lange nachgesonnen, auf welche schickliche und angenehme Weise ich meinen Leserinnen diese Götterlehre, die wahrlich zum größten Nachtheil der deutschen Dichtkunst, aus Vorliebe für griechische und römische Mythologie, so ganz aus der Acht gelassen worden ist, in gedrängter Kürze vortragen sollte, und habe endlich gefunden, daß es mir auf keinem Wege besser gelingen würde, als auf dem, den unser wackerer Dichter Münchhausen, welcher von so vielem Enthusiasmus für den Geist der deutschen Vorzeit glüht, in gleicher Absicht wählte. Er stellte nämlich die Mythologie unserer Väter in einem

treflichen Gedicht auf, welches er die Götter Thuiskons betitelte und im Bardenalmanach vom Jahre 1802 abdrucken ließ, aus welchem ich es mit wahrem Vergnügen in die Alruna übertrage, und für die Leserinnen derselben mit einigen erläuternden Anmerkungen begleite. Gewiß werden mir viele Freunde deutscher Vorzeit, denen es vielleicht nie, oder doch sehr spät erst bekannt geworden seyn dürfte, für die Mittheilung desselben an diesem Orte, schon im Gefühl der Vaterlandsliebe danken, und in dieser Voraussetzung hielt ich mich zur Aufnahme eines so schönen Produkts deutscher Muse doppelt verpflichtet.

Von den beiden romantischen Gemälden ist das erste: Die Rückkehr zur Spindel, nach einer Suite Zeichnungen von Usteri, der die vorjährige Alruna mit so meisterhaften Bildern zur Muttertreue schmückte, bearbeitet; das Vaterherz aber eine ganz freie Dichtung. — Möchten doch auch diese eine

erfreuliche Aufnahme finden, und, wo möglich, hier und da einiges Gute in jugendlichen Herzen wirken!

Ich wünsche allen meinen Lesern und Leserinnen ein frohes Jahr, und mir dereinst die süßbelohnende Nachricht, ihnen wenigstens ein Paar Stunden desselben durch dieses Taschenbuch angenehm ausgefüllt zu haben.

E. Müller.

I.

Historischer Schattenriß der alten Deutschen.

Es fiel die Ehre der Germanen,
O traure Vaterland!
Was nützt dir's daß vor deinen Fahnen
Roms Herrschaft einst verschwand!

Hinzbers.

Versetzt man sich etwa um achtzehn und ein halbes Jahrhundert in der Weltgeschichte zurück, so kann man sich Europa in zwo Hälften von unglaublich verschiedenem Zustande denken: auf der südlichen Seite das gesellschaftliche Leben in einem ungemein hohen Grade cultivirt, und den Menschen bereits an die verfeinertsten Genüsse desselben gewöhnt; auf der nördlichen hingegen kaum die ersten Spuren sittlicher Bildung, äusserst wenig Bedürfnisse für den Geist, und den Herrn der Erde beinahe noch im völligen Zustande der Natur. Dort prangte das schöne Italien mit den herrlichsten Städten, und diese genossen die weisesten ihren Bedürfnissen angemessensten Verfassungen; Ackerbau, Handel, Regierungs- und

Kriegskunst waren allgemein im musterhaftesten Flor, und Wissenschaften und Künste in der höchsten erfreulichsten Blüthe; überall erblickte das Auge, in Städten sowohl als auf öffentlichen Straßen, der Verewigung würdige Werke hoher Kraft, und Denkmäler des geistreichsten Sinnes; und diesem herrlichen Lande, das seine Cultur auch schon den meisten seiner eroberten Provinzen mitgetheilt hatte, gegenüber dehnte sich, vom Rhein bis zur Weichsel, von der Donau bis zur Nord- und Ostsee, das unfreundliche, rauhe, mit ungeheuren Waldungen und Sümpfen angefüllte Deutschland aus, in welchem man, wie die römischen Schriftsteller sagten, durchaus geboren seyn mußte, um es sich zum Wohnplatz erwählen zu können. Man traf in dieser furchtbaren, mehr denn zehntausend Quadratmeilen enthaltenden Strecke keine einzige Stadt, kein Dorf, keine Straße, und höchstens nur hier und da elende aus Baumästen zusammengesetzte Hütten an, die heute erbaut und morgen wieder verlassen wurden. Weder zahme

Thiere noch Fruchtbäume und Pflanzen milderer Art erreichten in dieser Wüste ihre Vollendung, und Rennthiere, Bären, Wölfe, wilde Ochsen und Elendthiere irrten in dem großen, undurchdringlichen Walde, den die Römer überhaupt nur den Hercynischen nannten, und der sich mitten durch das schreckenvolle Deutschland hinzog, als in ihrer eigentlichen Heimath umher. Ganz natürlich mußte jede weichliche Menschennatur von diesem öden, grauenvollen Lande, in welchem sie vor Frost und Kälte erstarrt seyn würde, zurückgeschreckt werden, und nur dem wildherrischen Deutschen, dem der grauenvollste Ort gerade immer der liebste war, und der in den Tiefen fürchterlich einsamer, mit ungeheuern Eichen und Tannen erfüllter Haine vorzüglich gern verweilte, konnte es daselbst gefallen. Wahrscheinlich stellte ihn auch schon dieses sein furchterweckendes Vaterland vor allen feindlichen Angriffen fremder Nationen sicher, und trug sehr viel dazu bei, daß die Römer, welche beinahe die ganze ihnen bekannte Welt, und sogar die

entferntesten Völker, deren Namen sie kaum zu nennen wußten, überwunden hatten, allein die Deutschen für ein freies, unbezwingbares Volk anerkennen mußten. Freilich war es der schreckenvolle Aufenthalt unserer Urväter nicht allein, was ihnen ihre Unabhängigkeit von der allgebietenden Roma sicherte: ihre riesenmäßige Gestalt, ihre gehärtete Natur, ihr nimmer wankender Muth, ihre Einfachheit und ihr unbestechlicher Sinn, alles das vereinigte sich, um dem weichern, an mehrere Bequemlichkeit und leichtere Siege gewöhnten Römer die Lust zu Einfällen und Angriffen zu benehmen, und ihn mit Furcht und Schrecken zu erfüllen, wenn etwa einmal ein deutscher Völkerschwarm, wie es seit etwa hundert Jahren vor Christi Geburt öfters geschah, über die Grenzen schritt, um sich in dem blühenden Italien umzusehen, und etwas von seinem Ueberflusse abzuholen.

Erst durch diese Einwanderungen in das römische Gebiet, wodurch mehrere auf einander folgende

blutige Kriege entstanden, in welchen die Deutschen selten, die Römer aber oft besiegt und endlich völlig überwunden wurden, fängt die Geschichte unserer alten Vorfahren an, der Welt umständlicher bekannt zu werden; denn ihre frühere verliert sich, so wie die der meisten alten Völker, in ein undurchdringliches Dunkel, und das um so mehr, da uns auch ihre ältesten Kriegslieder und Volkssagen, die sich in Ermanglung der Schreibekunst nur durch mündliche Uebertragung unter ihnen erhielten, durch die nähere Verbindung mit den Römern verloren giengen. Denn obgleich Karl der Große mühsam sammeln ließ, was sich bis zu seiner Zeit etwa noch davon erhalten hatte, so ist doch leider von dieser Sammlung nichts übrig geblieben, und zu unserer Belehrung aufbewahrt worden. Was wir daher von unsern ersten Voreltern wissen, sind bloß einzelne Berichte fremder und besonders römischer Geschichtschreiber, die freilich Ursach genug hatten, sich mehr wie jede andere Nation um die Sitten und

die bürgerliche Verfassung der Deutschen zu bekümmern. Eine völlig zuverläßige und detaillirte Beschreibung darf man jedoch nicht von ihnen erwarten: Denn da die Germanen in ihren Augen ein noch so gar rohes und barbarisches Volk waren, so hielten sie, die sich bereits auf eine sehr hohe Stuffe der Cultur emporgeschwungen hatten, es nicht einmal der Mühe werth, den sittlichen und bürgerlichen Zustand derselben ganz genau zu untersuchen, zumal da diese Mühe ihnen durch Unkunde der Sprache und andere vielfältige Hinderniße so sehr erschwert wurde. Wild und ohne alle Cultur stellt sie uns daher die römische Feder dar, läßt ihnen aber, trotz aller Partheilichkeit, dennoch in Ansehung ihrer trefflichen Charakterzüge, und so manches andern Guten, die strengste Gerechtigkeit widerfahren. Es ist freilich keinem Zweifel unterworfen, daß unsere Urväter zu jener Zeit noch auf einer sehr niedern Stuffe der Ausbildung gestanden haben; allein als durchaus rohe und gedankenlose Barbaren muß man sie sich,

wie es leider jetzt, aus Unwissenheit und selbstsüchtigem Vorurtheil, nur zu oft geschieht, nicht vorstellen. Nimmt man, wie billig, auf ihr Clima, ihre Lage, und auf ihre Hülfsmittel Rücksicht, so wird man sich über ihre Verfassung nicht wenig wundern müßen, und Sitten und Anstalten bei ihnen wahrnehmen, die von nicht geringem Scharfsinn zeugen, und unsere ganze Achtung verdienen. Ihre häuslichen und kriegerischen Gebräuche, ihr Sinn für Freiheit und Unabhängigkeit, und vorzüglich ihre treflichen Lieder und Dichtungen, die sich zum Theil schon aus dem wenigen Nachlaß mit ihnen verwandter Völker, aber mehr noch aus dem ungemeinen Reichthum ihrer Mythologie errathen lassen, liefern Beweise genug, was sie waren, und wie viele unersetzliche Nationalvorzüge und moralische Schätze uns durch die Bildung nach lauter fremden Mustern verloren gegangen seyn müßen.

Obgleich die Bewohner des uralten Deutschlands aus mancherlei einzelnen Stämmen verschiedener Na-

men, die sie theils von den Gegenden, welche sie inne hatten, theils von ihren Trachten, Waffen und Gewohnheiten erhielten, bestanden, so fand sich doch eine bewundernswürdige Aehnlichkeit der Gestalt und der Gesichtsbildung unter ihnen, woraus auch der römische Geschichtschreiber Tacitus schloß, daß die Deutschen ursprünglich eine ganz eigene mit andern Völkern unvermischte Menschenart gewesen seyn müßen. Auch glaubten sie selbst, daß ihre Stammväter, der Gott Teut und sein Sohn Mannus, aus der Erde gekommen wären.

Sie unterschieden sich besonders von andern Nationen durch ihre Größe; denn ein Deutscher pflegte gewöhnlich wenigstens einen Schuh hoch über die römischen Soldaten emporzuragen; ferner durch ihre blauen Augen, weßwegen sie Horaz überhaupt nur das bläuliche Volk nennt, und endlich wegen ihrer röthlichen oder goldgelben Haare, um welcher willen die gothischen und longobardischen Könige gemeiniglich den Beinamen Flavius führten,

der auch aus der nämlichen Ursach dem Bruder des deutschen Helden Arminius oder Hermanns von den Römern gegeben wurde.

Der griechischen und römischen Beschreibung zufolge waren die alten Deutschen eine kriegerische Nation, die vom Geiste der Freiheit und Unabhängigkeit beseelt wurde. Ihr ganzes Element war Krieg, und der Mensch fieng gleichsam nur dann erst an zu leben und als ein Glied der Gesellschaft betrachtet zu werden, wenn er die Waffen zum erstenmal in die Hände bekam, welches immer mit einer gewissen Feierlichkeit und in öffentlicher Volksversammlung geschah; eine Sitte, welche sich auch noch bis ins spätere Mittelalter erhielt, wo das Wehrhaftmachen des Jünglings und der Ritterschlag dasselbe bedeuteten. Hatte der junge Mann einmal die Waffen erhalten, so legte er sie auch nicht wieder von sich, sondern führte sie überall, zu Hause und auf dem Felde, mit sich. Mit ihnen gieng er zu Tische, zu öffentlichen Gastmahlen, in die Versammlungen

des Volks, vor Gericht, auf sein Lager sogar; und damit sie auch im Tode nicht von ihm getrennt werden möchten, gab man sie ihm mit ins Grab, oder auf den Scheiterhaufen, und sammelte die Reste derselben samt der Asche des Leichnams in seine Urne, so wie wir dergleichen noch häufig in alten Grabmälern aufzufinden pflegen. Kurz bei den Deutschen machten die Waffen den Mann aus, und beide Ideen flossen zuletzt dergestalt in eine zusammen, daß selbst nach der Sprache ihrer Gesetze eine Lanze und ein Mann gleichbedeutende Worte waren. Einige Völkerstämme hielten ihre Waffen sogar für etwas Göttliches, und kein Schwur war bei den Deutschen heiliger, als der, den man bei den Waffen ablegte.

Der Geist des Krieges verbreitete sich über alle ihre Handlungen und über ihr ganzes Gedankensystem. Ihre Schauspiele und Ergötzungen waren kriegerisch; ihre Ceremonien, sogar diejenigen, welche auf die Erweckungen sanfter Empfindungen abzweck-

ten, als z. B. Vermählungen und dergleichen, waren kriegerisch. Ihre Weiber, ihre Religion, und selbst ihr Himmel, den sie nach dem Tode erwarteten, alles war kriegerisch. Ihre Gattinnen giengen mit ins Feld, und blieben auch im hitzigsten Treffen ihren Männern so nahe, daß sie ihnen zurufen und sie mit immer neuem Muthe beseelen konnten. Seneka schildert daher den Charakter der Deutschen ganz kurz mit folgenden Worten: Sie werden im Treffen geboren und erzogen, und kennen keine andere Sorge, als die, für ihre Waffen.

Dieser kriegerische Geist wurde ganz natürlich durch das Clima und die Lebensweise der ersten Deutschen erweckt. Wilde Baumfrüchte waren, nach der Meinung des Tacitus, ihre erste Nahrung, und diese wuchsen in einem so rauhen Lande, und ohne Pflege, nicht im Ueberfluß; es entstand daher bald Streit darum; man suchte Andere aus den fruchtreichern Gegenden zu vertreiben, sich mit Gewalt darinnen

zu erhalten, und dadurch wurde schon der erste Funke des Krieges entzündet. Umgeben von einer Menge wilder und reissender Thiere, mußte man auf seine Sicherheit bedacht seyn, und ihre Anzahl durch Ermordung zu vermindern suchen, was bald um so mehr geschah, nachdem man die Häute derselben zum Schutz gegen die Kälte, und ihr Fleisch zu einem neuen Nahrungsmittel hatte brauchen lernen. Der Genuß des Wildprets muß ganz vorzüglich bei ihnen im Gebrauch gewesen seyn, weil Tacitus dasselbe als das zweite Nahrungsmittel der Deutschen angiebt. Sollten die Thiere in sattsamer Menge erlegt werden, so mußten, da so viele dem Menschen an Stärke oder Geschwindigkeit überlegen sind, Waffen erfunden, und die Ermordung mit List und körperlicher Fertigkeit, also kunstmäßig betrieben werden. So wurden unsere Urväter zuvörderst Jäger, und mit den Waffen in der Hand dann auch gar bald vollkommene Krieger; denn von dem Kriege mit den Thieren ist der Uebergang zu dem mit den Men-

schen sehr leicht; und hat sich einmal einer entsponnen, so erwachsen aus diesem immer neue Ursachen zu einem andern.

Das Gefühl seiner Kräfte und seiner Ueberlegenheit, das im Ueberwinder so mächtig erwacht und so unglaublich viel zu seiner Zufriedenheit und seinem Vergnügen beiträgt, treibt immer mehr zu neuen Siegen an; die Bewunderung und das Lob Anderer wirken mächtig mit; der daraus entspringende Nutzen verstärkt die angefachte Neigung noch mehr, und so bildet sich ganz natürlich der vollendete, enthusiastische Krieger, der endlich die Waffen aus Ruhmsucht und zum Vergnügen führt, besonders wenn er noch für keine edlere Art desselben Sinn gewann. Hat der Krieger, wie denn das gewöhnlich ist, sich einmal durch Beute bereichert und das Eigenthum des Besiegten zu dem seinigen gemacht, so glaubt er bald ein unbezweifeltes Recht daran zu haben, und hält das Mittel zu ähnlichen Bereicherungen für allgemein erlaubt, zumal für den, der Kräfte genug

besitzt, sich dabei gegen die Gewalt Anderer zu behaupten. So entsteht denn das Recht des Stärkern, welches von mehrern römischen Schriftstellern von den Deutschen als ein charakteristischer Zug angenommen, und vorzüglich den Alemanniern und Sachsen beigelegt wird; und von den Galliern weiß man, wie sie den Hetruskern antworteten, „daß sie ihr Recht in den Waffen trügen, und daß starken Leuten alles gehöre, wohin sie reichen könnten."

Nächst der Jagd betrieben unsere alten Vorfahren auch die Viehzucht, und diese entstand vielleicht zum Theil aus jener. Denn bei dem ewigen Verfolgen der Thiere lernt der Jäger die verschiedenen Naturen und Eigenschaften derselben kennen, und einsehen, daß nicht alle in gleichem Grade wild und gefährlich sind, sondern daß manche sich mit leichterer Mühe fangen, behandeln und zähmen lassen, und das führt ihn denn natürlich auf den Gedanken, sie an sich zu gewöhnen, und nicht allein aus ihrem Tode, sondern auch aus ihrem Leben allerlei Nutzen zu ziehen, und

eben deshalb sie in Menge um sich zu hegen und auf ihre Nahrung bedacht zu seyn. Schon diese aus vernünftigem Nachdenken fließende Schonung macht sein Herz, sein Gefühl um vieles milder; und noch mehr veredelte sich dasselbe nachmals durch das Verweilen auf bessern, fruchtreichern und anmuthigern Weideplätzen und Triften, die er für seine ihm lieb gewordenen Heerden aufsucht. Er lernt einen Unterschied in der Natur der Gegenden wahrnehmen; empfindet das Wohlthätige, Stärkende und Erfreuliche einer reinen, heitern und erfrischenden Luft; sein Blick ruht nach und nach mit Wohlgefallen auf den schönen mit so tausendfältigen Blumen geschmückten Rasenteppichen; seine Sinne werden dadurch bezaubert, seine Einbildungskraft mit angenehmen Bildern erfüllt und begeistert, und auf diese Weise thut er denn einen mächtigen Schritt in seiner Veredelung weiter.

Bei beiden Beschäftigungen, als Jäger und als Hirten, erscheinen uns die Deutschen aber immer

noch als einzelne Völkerhorden, deren jede vielleicht ursprünglich nur aus einer einzigen Familie bestand; und diese einzelnen Horden müßen wir uns denken, wie sie mit ihren Heerden, als mit ihrem einzigen Reichthum, ohne bestimmte Wohnsitze in den weitläuftigen Wäldern, und an den Flüssen und Bächen Germaniens umher irren. Wo ihnen Wiesen und Thäler hinlängliche und gute Weide für ihr Vieh geben, und die Dickichte der Wälder ihnen reichen Vorrath von Wildpret versprechen, da schlagen sie ihren Wohnplatz länger als an andern Orten auf, und besuchen die Gegend, wenn sie sie auf eine Zeit lang verlassen, lieber als jede andere wieder. Hieraus entsteht dann die erste Veranlaßung, das nomadische Leben einigermaßen zu fixiren, und die beständigen Wanderungen wenigstens auf ein gewisses Hauptgebiet zu beschränken, in welchem sich dann mehrere an einander gewöhnte und durch eine Art von gesellschaftlichem Band vereinigte Horden dergestalt einheimisch fühlen, daß sie alle andern Horden

davon abzuhalten und innerhalb der Gränzen desselben ein gewisses Grundeigenthumsrecht, wenn auch nicht der einzelnen gesellschaftlichen Glieder, doch des ganzen Stammes oder der verbundenen Völkerschaft zu behaupten suchen. Daß jede Völkerschaft sich ein solches Stück Land zugeeignet hatte, in welchem die Familien nomadisch herumgezogen, das beweisen die Benennungen der einzelnen Theile Germaniens; denn es ist schon frühzeitig vom Lande der Cherusker, Chatten, Cimbern, Marcomannen rc. die Rede, und bekannt, daß keiner dieser Völkerstämme die Gränzen der benachbarten überschreiten durfte, wenn nicht blutige Kriege deshalb entstehen sollten; welches aber um so häufiger der Fall war, je mehr eine dieser Nationen an Köpfen wuchs, und ihr folglich der einmal erwählte Landstrich zu enge wurde.

Von der Viehzucht ist der Uebergang zum Ackerbau ungemein leicht und natürlich, denn die geringste mit Segen belohnte Pflege der Viehweiden führt

schon darauf; und so wurden auch die Deutschen darauf geleitet, und betraten durch ihn die letzte und erwünschteste Stuffe des gesellschaftlichen Lebens. Denn offenbar haben wir die Erfindung nützlicher Werkzeuge und Arbeiten, die Entwickelung und Aufklärung des Verstandes, unsere Künste und die damit verbundene Verfeinerung der Sitten, das Eigenthum und die darauf gegründete bürgerliche Verfassung, einzig nur der Beschäftigung mit dem Ackerbau zu danken; wo eine Nation mit ihm noch nicht bekannt ist, da hat sie auch gewiß kaum die ersten Schritte zur Cultur des Geistes und zum bessern Genuß des gesellschaftlichen Lebens gethan.

Es ist leicht begreiflich, daß es dem Deutschen, bei seinem Hange zur Jagd, zum Kriege und zu der damit verbundenen herumschweifenden Lebensart, anfänglich sehr schwer werden mußte, sich an eine ruhige und friedliche Wirkungsweise, wie sie der Ackerbau erfordert, zu gewöhnen; und daher kam es eben, daß die Männer diese Beschäftigung fast ganz

ihren Weibern und Kindern, als welche weit mehr dann sie selbst daheim blieben, und ihren im Kriege gefangen genommenen Sclaven überließen, und daß sie sich, wenn sie von ihren Streifereien und Fehden zu ihren Familien zurückkehrten, in das häusliche Thun und Bestreben wenig zu schicken wußten, und lieber die Zeit auf der Bärenhaut, als ihrem gewöhnlichen Lager, zubrachten, oder sich dieselbe durch Spielen und Trinken, wofür sie, den römischen Geschichtschreibern zu Folge, eine ganz besondere Leidenschaft hatten, zu vertreiben suchten. Für sie waren nur die grossen, kühnen, mit Lebensgefahr verbundenen Unternehmungen; alle übrigen hielten sie unter ihrer Würde. Zuweilen nahmen wohl auch die Weiber an der Jagd Theil; aber das geschah doch nur selten, und in der Regel besorgten sie die innern Angelegenheiten des Hauses, und ließen unter ihrer Aufsicht das Feld bestellen, auf welchem sie vorzüglich eine Art von Gerste erbauten, die den Hauptbestandtheil ihres gewöhnlichen Getränks, das unserm jetzigen Biere gleich kam, ausmachte.

Aber auch noch lange nach der Einführung des Ackerbaues behielten sie eine gewisse unter sich getroffene Einrichtung bei, welche offenbar von einer nicht gemeinen Klugheit zeugt, und nur mit einem hohen Grade derselben durchgesetzt werden konnte. Julius Cäsar, der zuerst über die Art und Sitten der Deutschen schrieb, kann ihr selbst seine Bewunderung nicht versagen, und erwähnt derselben folgendermaßen: „Niemand besitzt unter ihnen gewisse Aecker oder Bezirke als Eigenthum, sondern ihre Obern und Vorsteher weisen den Familien und Anverwandschaften, welche sich zusammenhalten, alle Jahre das nöthige Ackerland zur Bestellung an, wovon sie aber im nächsten Jahre wieder weg und an einen andern Ort ziehen müßen. Auf diese Einrichtung halten sie einzig aus der Ursach, weil sie fürchten, daß sich sonst die Leute bald an den Besitz eines Eigenthums gewöhnen, und darüber die Luft und den Muth zum Kriege verlieren, oder daß sie allmählig nach mehrerem Eigenthum trachten, die schwächern Besitzer

unterdrücken, sich wider die Hitze und Kälte bequemere Wohnungen bauen, und wohl gar mit der Begierde nach Reichthümern bekannt werden, und sich dann selbst unter einander beneiden und zanken möchten." Cäsar sagt das zwar nur von den Sueven; allein Tacitus, welcher hundert und fünfzig Jahre später über die Sitten der Deutschen schrieb, scheint auch noch von seinen Zeiten zu behaupten, daß kein Eigenthum der Felder unter ihnen eingeführt war.

Eine andere von gleichem Scharfsinn zeugende Einrichtung war noch weit allgemeiner unter ihnen. Sie pflegten nämlich ihre Berathschlagungen über wichtige Angelegenheiten fast immer während eines Schmauses zu halten, weil dabei wacker gezecht, und sowohl dadurch als auch durch die erweckte Heiterkeit und die dabei vorfallenden muntern Gespräche gleichsam ein jeder begeistert, und zu kühnen Gedanken und Einfällen gestimmt ward. Es wurden jedoch auf der Stelle keine festen Entschlüsse gefaßt, weil sie sonst sehr leicht hätten voreilig und unbedachtsam ausfallen

können, wozu die Rathhaltenden aber viel zu klug waren. Sie hörten beim Schmause, wo jeder ohne Zurückhaltung sprach, einstweilen nur die Gedanken, und faßten erst den folgenden Tag, wenn die kältere Ueberlegung wieder zurückgekommen war, ihre reifen Beschlüsse ab.

Bei ihren Spielen ging freilich oft ihre ganze Habe verloren, und wenn ihnen gar nichts mehr übrig war, so wurde sogar ihr höchstes Gut, die Freiheit, auf den letzten Wurf gesetzt, die gemachte Schuld aber mit der größten Genauigkeit bezahlt; denn ihr gegebenes Wort war ihnen heilig und unverbrüchlich.

Ursprünglich war die Kleidung unserer Vorfahren äusserst einfach und kaum zur Befriedigung ihrer nothwendigsten Bedürfnisse hinlänglich; eine Thierhaut, vielleicht auch mehrere zusammengeheftete, machten ihre ganze Bedeckung aus, und selten hatten die Männer eine Art enger Beinkleider, aus Thierfellen oder den Römern abgenommenen Ge-

wändern gefertigt, selten die Weiber ein kurzes Hemde ohne Ermel vom nämlichen Zeuge, an. Freilich, zu Tacitus Zeiten hatten sich die Vornehmern und diejenigen, welche dem Rhein am nächsten wohnten, dem Wohlstande in der Kleidung schon etwas mehr genähert. Anstatt der Thierhäute, wobei fast der ganze Vordertheil des Körpers unbedeckt blieb, fingen sie an, ordentliche Kleider, jedoch keine langen und weiten, sondern solche, die fest anlagen, und den Umriß von allen Gliedern zeigten, zu tragen. Die Verfertigung dieser Kleider war, so wie die erstern Manufakturen Deutschlands überhaupt, die Sache des weiblichen Geschlechts, und ist auch, wie diese, bis in die mittlern Zeiten in den Händen desselben geblieben. Daraus läßt sich denn sehr leicht erklären, wie bald sich Eitelkeit und Verschönerungssucht dabei ins Spiel gemischt, und die bescheidenen Anforderungen des bloßen Wohlstands überstimmt haben werden. In der That lag dieser noch in der Wiege, als sich auch schon der

Luxus, wenn auch nur im Kleinen, zu ihm gesellte. Die Weiber waren nicht lange mit ihren simpeln leinenen Kleidern zufrieden; sie fingen bald an dieselben mit purpurfarbnen Bändern zu verzieren, eine sehr theure Waare, die sie nirgends als aus Phönicien haben konnten, und die also durch unzählige Hände gehen mußte, bevor sie zu ihnen gelangte; und diese Erlangung wurde um so schwerer, da sie so sehr wenig gegen ausländische Waaren zu vertauschen hatten. Zu Plinius Zeiten waren sie zwar durch die Gallier mit dem Weben leinener Zeuge bekannt geworden; sie konnten dieselben aber lange nicht in der Menge verfertigen, daß sie zur Bekleidung der ganzen Nation hingereicht hätten; sie dienten daher eine geraume Zeit lang nur den Reichern zu Gewändern, und die Aermern mußten sich noch immer mit ihren Thierhäuten begnügen. Nach und nach zog der Bernstein phönicische, römische und griechische Kaufleute an das baltische Meer, die ihnen ausser diesem noch Pelze und Thierhäute, Gänsefe-

dern und Menschenhaare, die, wegen ihrer goldgelben oder röthlichen Farbe, von den römischen Damen ungemein geschätzt wurden, Vieh, und vorzüglich auch Knechte, gegen Waffen, Kleidungsstücke, Wein und dergleichen, abnahmen. In der Folge, als sie den Werth des Geldes mehr schätzen, und dasselbe mit Bequemlichkeit im Handel anwenden lernten, suchten sie sich solches häufig von den Römern zu verschaffen, mußten es jedoch immer wieder gegen Waaren an sie zurückgeben. Wenn sie in dieser Hinsicht nicht die römischen Provinzen überfielen und plünderten, so ließen sie sich von ihnen ihr Zuhausebleiben und Stillsitzen bezahlen; denn die Römer hatten eine solche Furcht vor ihnen, daß sie recht gern beträchtliche Summen an sie bezahlten, wenn sie nur ruhig und von ihren Gränzen entfernt blieben.

So einfach wie ihre Kleidung waren in jener frühesten Zeit auch die Waffen der Deutschen, die anfänglich nur in großen Spießen oder Lanzen bestanden, deren Gebrauch mit ihrer ausserordentlichen

Kraft, an der sie den Römern so sehr überlegen waren, im beßten Verhältniß stand. Ausserdem führten sie auch noch kleinere Spieße, die sie Pfriemen nannten, und die sowohl in der Nähe als von Weitem gebraucht werden konnten; denn sie pflegten sich ihrer auch als Wurfspieße zu bedienen. Was ihnen im Treffen mit den Römern am meisten schadete, war ihre fast gänzliche Blöße, die gegen die scharfen Dolche und Pfeile derselben so wenig geschützt war, daß man beinahe von ihnen sagen könnte, sie hätten als Unbewaffnete mit völlig Gerüsteten gestritten. Zwar wußten sie sich im Kampfe der Schilde zu bedienen, allein diese waren Anfangs viel zu lang, und wurden ihnen eben deshalb mehr hinderlich als nützlich, zumal da sie zum Theil nur aus Weiden geflochten waren. Dem ohngeachtet liebten sie in ihren Kriegen nichts mehr, als das wirkliche Handgemenge, weil sie nur in diesem ihre persönliche Tapferkeit zeigen zu können glaubten. Späterhin lernten sie freilich auch noch mehrere an-

dere Waffen kennen und gebrauchen, als Streitäxte, Pfeile, Bogen und Schwert; aber lange Zeit waren das immer nur solche, die sie ihren Feinden abgenommen hatten, bis sie selbige endlich selbst nachmachen lernten. So waren auch ihre ersten Helme, Sturmhauben und Panzer nur erbeutet, und wer sie trug, hatte dieselben gewöhnlich erst in blutigen Kämpfen gewinnen müßen.

Ihre Schlachten pflegten immer mit einem allgemeinen Kriegsgeschrei geliefert zu werden, welches wie ein leises Säuseln begann, nach und nach aber, so wie der Sieg sich auf ihre Seite neigte, lauter wurde, und endlich dem Brausen der Wogen glich, wenn sie sich an hohen Felsen brechen. Wie tapfer sie gewesen, läßt sich aus dem Zeugniß ihrer Freunde und Feinde abnehmen; denn ihre Nachbarn, die Gallier, wagten es nicht sich an Tapferkeit mit ihnen zu vergleichen, und einige ihrer Nationen hielten es für die größte Ehre, ihren Ursprung von den Deutschen abzuleiten. Auch die selbstsüchtigen Römer

konnten den Germaniern den Ruhm der Tapferkeit nicht streitig machen, und waren wenigstens so billig, ihnen nach sich den ersten Platz einzuräumen. Es ward sogar bei den römischen Kaisern zur Mode, den Titel Germanicus zu führen, sie mochten ihn nun verdient haben oder nicht. Eben so mußten auch oft Triumphe in Rom über die Deutschen gehalten werden, ohngeachtet Deutschland unveränderlich sein eigener Herr blieb, und von den stolzen Römern eben die Münzen, worauf es als überwunden dargestellt wurde, ausbezahlt erhielt, um die Herren des Capitols nur in Ruhe zu lassen.

Schon vom Anfange der ersten Bekanntschaft ahndete den Römern nicht viel Gutes von den Deutschen, denn Julius Cäsar wollte sie durchaus nicht zu Nachbarn des römischen Staats haben. Als er die Helvetier geschlagen hatte, ließ er sie freiwillig wieder nach Hause gehen, damit nur die Deutschen nicht die von ihnen verlassenen Gegenden besetzen möchten. Aus gleicher Ursache drang er auch so wie-

derholt auf den Abmarsch des Arioviſt aus Gallien, damit ſich nicht in der Folge zu viele Deutſche dahin ziehen möchten. Nur der Rhein und die Donau ſchienen ihnen hinlängliche Schutzwehren gegen dieſelben zu ſeyn; aber auch damit waren ſie noch nicht ganz zufrieden, ſondern ſie legten an den Ufern beider Flüſſe auch noch mehrere Städte und Veſtungen an, und unterhielten daſelbſt ihre ſtärkſten und tapferſten Kriegsheere. Froren aber der Rhein und die Donau im Winter zu, ſo zitterte man dennoch in allen angränzenden römiſchen Provinzen, und die Götter bekamen dann in einer ſo gefahrvollen Periode gemeiniglich die meiſten Opfer. Ja die ſtolzen Römer gingen endlich ſo weit, daß ſie nicht nur eine Menge Deutſche in ihre Dienſte zu bekommen ſuchten, ſondern ihnen auch ſogar das Commando ihrer eigenen Heere anvertrauten; und Seneca ſagt, zur Zeit, da Rom ſeine höchſte Macht erreicht hatte, von ihnen: „Welches Volk iſt herzhafter, als die Deutſchen? welches im Angriff heftiger? welches

begieriger nach den Waffen, in denen sie geboren und erzogen werden, und auf welche sie ihre Sorge so ganz gerichtet seyn lassen, daß sie alles übrige darüber vergessen? Man gebe diesen Körpern und diesen Gemüthern, die nichts von Ueppigkeit, Wohlleben und Reichthümern wissen, Vernunft und Kriegsübungen, und wir werden uns bald genöthigt sehen, die altrömischen Sitten wieder anzunehmen."

Was sich in ihren Sitten ganz vorzüglich ruhmwürdig auszeichnete, war die strenge Beobachtung der ehelichen Treue; denn äusserst selten hörte man unter ihnen von einem Ehebruch reden, und wenn je einer begangen ward, so wurde er auch aufs allerstrengste bestraft. Freilich hatten sie auch wenig Reiz zum Laster; denn es gab weder verführerische Schauspiele noch schlüpfrige Dichter unter ihnen, und überhaupt nichts von allem dem, wozu Reichthum, Ueberfluß und übertriebener Luxus die Römer nach und nach gebracht hatte.

Wissenschaften, Künste, und gebildeten, feinen

Geschmack, so wie sie sich bei Griechen und Römern fanden, treffen wir freilich bei unsern alten Deutschen nicht an, aber Spuren eines natürlich guten und gesunden Verstandes gewiß in Menge. Und ob sie gleich noch mit keiner Schriftsprache bekannt waren, so hatten sie doch, wie bereits an einem andern Orte erwähnt worden ist, schon seit den ältesten Zeiten ihre Poesie und Musik, und in ihren Liedern finden sich nicht selten die allerstärksten und erhabensten Gedanken, wodurch der Mangel der Harmonie oft völlig vergessen gemacht wird. Die altdeutschen Dichter waren unter dem Namen der Barden bekannt, und der Zweck ihrer Lieder war, das Andenken der Helden zu verewigen, und ihre Zeitgenossen zu gleichen Thaten anzufeuern; zu welchem Ende sie sich auch immer mit in den Krieg begaben, und den Muth der Helden durch ihre Schlachtgesänge zu entflammen wußten. Diese ihre Gesänge waren zugleich die Jahrbücher ihrer Geschichte, und es läßt sich eben deshalb vermuthen, wie viel wir an denselben

zur Aufklärung des Dunkels der frühesten deutschen Vorzeit verloren haben müßen. Das älteste und beliebteste Instrument der Barden, womit sie ihre Lieder zu begleiten pflegten, war die Harfe, und daher ist es auch wohl jetzt noch üblich, ihre Poesien mit Harfentönen zu vergleichen.

Ihre einzigen Schauspiele, die sie kannten, bestanden in allerhand Wendungen und Sprüngen, welche die Jünglinge zwischen mehrern auf sie zugekehrten Schwertern machten, ohne sich zu verletzen; und ob diese gleich das allgemeine Gepräge ihres kriegerischen Charakters trugen, so waren sie doch, nach dem Zeugnisse des Tacitus, nicht ohne alle Kunst und Zierde. Es ist indeß wohl zu glauben, daß die Verachtung der Gefahr, und die Fertigkeit, mit welcher der muthige Jüngling den aller Orten drohenden Spießen auszuweichen wußte, weit mehr, als das Harmonische seiner Bewegungen, zum Vergnügen der Zuschauer beitrug. Griechische und römische Tänzer schienen dagegen den Deutschen, nach dem

Zeugnisse des Kaisers Julian, rasende und unsinnige Menschen zu seyn.

In so viele einzelne Völkerschaften übrigens auch die deutsche Nation zertheilt war, und so mannigfaltig diese sich auch durch allerlei Sitten und Privatgebräuche unterschieden, so hatten sie doch, wie alle gleichzeitigen und ältern Schriftsteller melden, drei Hauptzüge und sittliche Eigenschaften durchaus mit einander gemein, nämlich ihren hohen Freiheitssinn, ihren Religionssinn, und ihre Achtung und seltsame Meinung von der mehr als natürlichen Kraft und Würde des Frauenzimmers. — Freiheit galt dem alten Deutschen platterdings über alles, und für sie wagte er auch alles. Was Zwang heißt, war ihm durchaus zuwider, und eben daher ihm auch der Name Sklave unter allen der verächtlichste. Diesem edlen Freiheitssinne zufolge bekümmerte sich keine Familie im geringsten um die andere; jede handelte für sich, wie ein eigener, abgesonderter, kleiner Freistaat, mit der uneingeschränktesten Will-

kühr. Die Glieder der Familien unterwarfen sich niemandem, als allein ihrem Hausvater, und dieser stand königlich, mit dem mächtigen, trotzenden Gefühl seiner Unabhängigkeit, groß und aufrecht, in eigner persönlicher Würde, da, und hatte schlechterdings keinen Begrif davon, wie noch jemand in der Welt befugt seyn könne, sich um seine Haushaltung zu bekümmern. Freilich, gewisse gesellschaftliche Verträge, auf welchen der gemeinschaftliche, nachbarliche Friede beruhete, mußten von den einzelnen Familien wohl beobachtet und gehalten werden; allein in diesem gehorchte man doch immer nur den Beschlüssen der Familienväter, die dazu freiwillig auf dem Gemein- oder Wahlplatz zusammengetreten waren, und durchaus keinem willkührlich ausgesprochenen Gesetz eines Einzigen oder irgend einer Art von Regentschaft. Diese ihre Verträge bezogen sich größtentheils nur auf die ruhige Benutzung der den Familien angewiesenen Plätze, und der durch sie bewirkte Zustand wurde der Friede genannt; sie

kamen aber auch überein, daß derjenige, welcher den Vertrag nicht halten und den Frieden brechen würde, dem beschädigten oder gekränkten Nachbar, oder auch der ganzen Gemeinde eine Vergütung geben, und, wenn er sich nicht fügte, von dem Gemeindrath ausgeschlossen seyn sollte. Nächstdem verband man sich auch freiwillig, sich in Fällen, wo den Gemeinden selbst oder ihren Heerden Gefahr drohte, wechselseitigen Beistand zu leisten, und jeder Hausvater war in solchen Ereignissen durch sein gegebenes Wort gehalten, der Gemeinde persönliche Dienste zu leisten, und sich mit bewaffneter Hand zur allgemeinen Vertheidigung zu stellen; und wer diese übernommene Pflicht nicht redlich erfüllte, mußte die dafür gemeinschaftlich bestimmte Strafe leiden. Nur was sich auf die Sache der Gemeinde bezog und dieser nachtheilig und schädlich wurde, konnte vor ihr Gericht gezogen werden; was aber darauf keinen Einfluß hatte, und bloß die Familien selbst betraf, das wurde nicht für Angelegenheit des Ganzen ge-

halten, sondern gehörte vor den Richterstuhl des Hausvaters, der über die Seinigen unumschränkter Herr war. Nur über den Mord, der Anfangs von der Gemeinde ebenfalls nicht geahndet wurde, und worüber sich der nächste Anverwandte des Ermordeten, oder der Hausvater, mit dem Todschläger oder dessen Familie wegen einer gemäßen Genugthuung vergleichen konnte, wurde in der Folge, nach oft vorgefallenen Ungelegenheiten und fortwährenden Zwisten, ebenfalls etwas Bestimmtes festgesetzt. So machten sie es nach und nach mit mehrern Verbrechen und Unordnungen, wobei es endlich dahin kam, daß ordentliche Sammlungen dieser Einverständnisse, oder festgesetzte Pakte zusammengeschrieben wurden. Die ältesten uns bekannten geschriebenen Gesetze dieser Art wurden von den salischen Franken, oder vielmehr von vier erfahrnen Männern, denen sie den Auftrag gaben, das, in jedem Fall herkömmliche, Gesetz zu bestimmen, um das Jahr 422 veranlaßt, welche Sammlung noch jetzt

unter dem Namen des Salischen Gesetzes bekannt ist; und diesem Beispiel folgten nachmals die Alemanen, die Baiern, die Thüringer, Angeln, Sachsen, Friesen und andere deutsche Völker mehr.

Wo einmal unter Völkerschaften gewisse Gesetze entworfen sind, und allgemeine Verträge statt haben, da werden auch Aufseher über die Beobachtung dieser Gesetze, oder Richter nöthig; und diese Aufseher- oder Richterämter übertrug man bei den alten deutschen gewissen Hausvätern, die dadurch das Recht bekamen, den Schuldigen vor eine allgemeine Versammlung zu fordern, und ihn, dem gegebenen Gesetz und dem allgemeinen Vertrage gemäß, zur Ordnung zu verweisen, ohne jedoch dabei irgend eine Art von willkührlicher Gewalt anwenden zu dürfen. Eben so war es auch nöthig, einigen andern Familienvätern zur Zeit des Krieges gewisse Anführerrechte zu gestatten, und sie zu Hauptleuten über die streitbaren Haufen zu erwählen, weil sonst der Krieg nach keiner bestimmten Regel geführt

werden konnte, und ohne gehörige Anleitung die wildstreitenden Horden weit seltner über disciplinirte feindliche Truppen gesiegt haben würden. Beide Verfügungen waren gewiß eben so nothwendig als nützlich; hatten aber doch bald die schlimme Folge, daß einige Hausväter anfingen für sich und ihre Familie eine größere Meinung zu erwecken, und vornehmer und edler als andere zu werden; eine Folge, die vielleicht auf keine Weise zu verhüten möglich ist. Wer sich einmal in einer Fehde als einen ungemein geschickten und beherzten Hauptmann oder Anführer bewiesen und dadurch das allgemeine Zutrauen in einem hohen Grade gewonnen hatte, dem nahm man diese Hauptmannschaft auch nicht leicht wieder ab, sondern gewöhnte sich vielmehr sehr bald daran, sich auf den Wink dieses An- oder Heerführers zu versammeln, seinem Worte zu folgen, und ihm mit ausgezeichneter Achtung zu begegnen, welche Achtung denn auch eben so leicht auf seine Söhne, wenn sie in des Vaters Fußstapfen

traten, und endlich, aus Dankbarkeit, auch auf den ganzen Stamm des Heerführers übergetragen wurde. So entstanden nach und nach gemeine und ausgezeichnete, edle Hausväter und Familien, und aus den Geschlechtern der letztern giengen die nachmaligen Grafen, oder Richter, Fürsten, Herzoge und ersten Könige hervor. Man unterschied die Edlen dadurch, daß man auf ihre Verletzung ein höheres Straf- oder Wehrgeld schlug, mithin ihre Personen wichtiger machte, ohne ihnen jedoch das Geringste, was die Freiheit der gemeinen Hausväter hätte beeinträchtigen können, zu gestatten. So durften sie z. B., obgleich im Kriegsdienst die allerstrengste Zucht herrschte, nicht befehlen, daß man sich zum Gemeindienst stelle, sondern sie konnten nur dazu einladen und auffordern. Auch mußten sie, wenn sie in Streitigkeiten Parthei wurden, eben so gut, wie jeder gemeine Hausvater zu Recht stehen, und wurden durchaus in keinem Falle geschont; und fügte einer sich nicht, so sprach die Gemeinde über

ihn das Urtheil der Verbannung aus, und zündete sein Haus an.

Da der Krieg, sowohl in kleinern Privatfehden, als auch im Großen für die Sache der Gemeinde und der ganzen Völkerschaft, das tägliche und vorzügliche Handwerk des Hausvaters war, so wurde auch jeder dazu geeignete streitbare Mann schlechtweg ein Wehre und sein Recht ein Wehrrecht genannt. Die Streitsachen der Gemeine giengen alle einzelne Hausväter an, und jeder mußte in Person für das gemeinsame Recht und Interesse kämpfen; in Privathändeln mußte sich aber ein jeder selbst rathen, und sich um den nöthigen Beistand und eine Anzahl Mitstreiter bemühen. Wer nun etwa als Edler, oder Anführer, durch allerlei erhaltene Geschenke, gemachte Beute, oder andere Glückszufälle, zu einigem Reichthum und mehreren Ländereien gelangt war, mithin den ihm nöthigen Beistand gut belohnen konnte, der brachte auch leicht ein zahlreiches und stattliches Gefolge zusammen; und endlich

hielten solche reiche Edle oder entstandene Fürsten sich dergleichen streitbare Beistände immerwährend, und wiesen mehrern vorzüglich beherzten Kämpfern, unter der Bedingung, daß sie ihre Kriegsleute (Leute, oder Lehnmänner) für immer bleiben sollten, entbehrliche Ländereyen und Höfe als Eigenthum an; und dies bahnte denn nach und nach den Weg zur Herrschaft über ganze Völkerschaften, und zur Vereinigung derselben zu Nationen.

Da die alten Deutschen von dem Endzweck ihres Daseyns fast gar keinen andern Begrif hatten, als daß sie Wehren, oder Krieger, seyn sollten, so suchte man auch im Wehrdienste seine größte Ehre, und fast jedermann drängte sich dazu; ja man sah sogar öfters mit Verachtung auf den hernieder, der nicht darthun konnte, einen oder mehrere Feinde erlegt zu haben. Auch konnte der Sohn eines Wehres keiner Gemeindsversammlung beiwohnen, noch des Ehrennamens eines Mannes sich erfreuen, bevor er nicht hinlängliche Proben seiner geprüften Ge-

schicklichkeit im Kriegsdienst abgelegt hatte. Und war das geschehen, so wurde er erst mit großen Feierlichkeiten, wie schon erwähnt worden ist, wehrhaft, oder waffenfähig gemacht. Das beßte Verhalten im Kriege war die höchste Tugend des Mannes, die auch einst im Walhalla, dem Himmel der Wehren, von Odin ganz vorzüglich belohnt werden sollte.

Zu Cäsars Zeiten, etwa ein halbes Jahrhundert vor Christi Geburt, sollen die Deutschen noch keine andere Gottheiten, als die Sonne, den Mond, und das Feuer verehrt, zu Tacitus Zeiten aber, also hundert und fünfzig Jahre später, eine Menge Gottheiten mehr gehabt haben; aber weit wahrscheinlicher ist, daß sie solche schon weit früher gehabt, und daß die Römer nur nicht Gelegenheit gefunden, sich davon genauer zu unterrichten. Höchst sonderbar war es, daß diese auf den Einfall kamen, die Gottheiten der Deutschen mit Namen aus der römischen Mythologie zu belegen, woraus nachmals

mancherley Verwirrungen der Begriffe entstanden sind. — Noch stammen unsere heutigen Benennungen der Wochentage von den Namen einiger unserer uralten Gottheiten ab, und nur dadurch sind die Benennungen Sonn-Tag, Mond-Tag, Erich-Tag, Woen-Tag, vom Wodan, statt dem oberdeutschen Mittwoch, Thor-der Donners-Tag, der Frey-Tag und Sonn-Abend, oder Vorabend des Sonn-Tags, zu erklären.

Eine vorzügliche Aufmerksamkeit verdienen die Priester der alten Deutschen, unter deren Namen man sich keine bloßen Götzendiener, Zeichendeuter u. dergl. sondern Männer der Nation vorstellen muß, die allgemein geehrt und gefürchtet wurden, und denen man in solchen Fällen zu urtheilen, und im Namen der Gottheit zu entscheiden erlaubte, wo man glaubte, daß ein Mensch über freie Menschen nicht entscheiden könne. Sie waren edel, und wurden wahrscheinlich immer aus edlem Geschlecht gewählt. Die ihnen übertragene Gewalt war sehr

groß, aber doch bei alle dem mit ungemein vieler Klugheit beschränkt. In allgemeinen Volksversammlungen, wo natürlicherweise jeder das Recht hatte, zu sprechen, konnte der Priester, im Fall einer Ungebührlichkeit, Stillschweigen gebieten. Er konnte, wenn er vermuthete, daß bei einer Versammlung die Beschlüsse schief, übereilt und nachtheilig ausfallen würden, für diesesmal die Sammlung der Stimmen verhindern; aber die Vollziehung solcher Rathschlüsse, welche einmal durch die Stimmen der Freien abgefaßt worden waren, vermochte er nicht mehr zu hemmen. Er weihete oder heiligte vielerlei Dinge; aber öfterer um politischer, als um gottesdienstlicher Zwecke willen; denn unläugbar war er überhaupt das Werk und das Triebrad einer tief durchdachten Politik. So wurden z. B. die Bäume, und vorzüglich die Eichen, von ihm geheiligt, damit sie von feindlichen Heeren, welche deshalb Ehrfurcht vor ihnen haben mußten, nicht verwüstet würden, und in beständiger Obhut des klügsten National-

mannes, des Priesters, blieben. So war es auch mit andern öffentlichen und gemeinschaftlichen Dingen, z. B. den Salzquellen, den Strömen, den gemeinen Thälern ꝛc. Den Priestern war auch die Bestimmung gewisser Strafen bei Uebertretung der Gesetze übertragen; eine ungemein schwierige Sache, zu welcher niemand schicklicher als er gewählt werden konnte: Denn was sollte man thun, wenn der Verbrecher, als ein freier Wehr, durchaus nicht zu überreden war, sich einer Strafe zu unterwerfen? Oder wenn etwa das Verbrechen zu groß war, um durch irgend eine Geldstrafe oder des etwas abgebüßt werden zu können? In solchen Fällen erklärte denn der Priester, daß die Gottheit ins Mittel trete, und diktirte im Namen derselben eine Strafe für den Uebelthäter, welche kein Wehr über den andern zu verhängen Befugniß haben konnte: Er verbot ihm z. B. bei den Opfern zu erscheinen, und machte ihn dadurch ehrlos; und von dem Augenblick an wurde er allgemein verabscheut. Niemand sprach

mehr mit ihm, niemand wollte ihn, auf dem der Fluch der Gottheit und ihre Rache ruhete, auch nur von Ferne sehen. Bei noch größeren Verbrechen nahm der Priester den Freihen heraus, und schlug ihn, oder er führte ihn, als ein Opfer, das die Gottheit gefordert, in die tiefsten, schreckenvollsten Wälder, aus welchen der Unglückliche nie wieder zurück kam.

Höchst wahrscheinlich lag auch der ausserordentlichen Verehrung des Frauenzimmers, oder der Priesterinnen, eine ähnliche Politik zum Grunde; welche Verehrung aber mit zu vielem Aberglauben durchwebt wurde, als daß es den Leserinnen der Alruna Vergnügen machen könnte, dieselbe umständlich erwähnt zu sehen.

II.

Die Götter Thuiskons.

Erschalle, heiliger Gesang!
Erschall, o deutsches Lied!
Als Thuiskons Enkel feiern wir
Ein Fest den deutschen Göttern hier,
Vom Vaterland durchglüht.

Kinder meines Volkes!
Ein verderblich Wort
Haben euch die Fremden angehaucht ꝛc.
Denis.

Warum trauern unsre Eichenhayne?
Warum herrscht die todte Stille hier?
Sagt mir's an, ihr ernstberunten Steine!
Wald-Iwidien(1), entdeckt es mir!
Keine Antwort? Jene Schauerstille
Stört nicht mehr der weise Harfensohn!
Zirpen hör' ich, gleich dem Laut der Grille,
Fremder Völker üpp'gen Flötenton.

Brich, Begeist'rung, brich der Vorzeit Siegel!
Laß in dieses Haines heilgem Graun
Heute mich durch deinen Zauberspiegel
Rückwärts in die Zeit der Väter schaun:

Zücke mich auf raschen Zauberschwingen
In der Schatten dunkles Urgebiet —
Dort, wo Teutons(2) graue Barden singen,
Oeffne Aug' und Ohr für That und Lied.

Mit des Falken leichtem Flügelschlage
Schwebt mein Geist ins alte Bardenland,
Naht dem Heiligthum' entschwundner Tage,
Aufgeführt von roher Meisterhand.
Ha! hier fällts vom Auge mir wie Schuppen,
Lieblich öffnet sich mein Hör-Organ.
Götter steigen hier und Heldengruppen
Unter Lobgesängen himmelan.

Wie den Lippen Ossians entquollen,
Strömt Gesang; Gestalten, hehr und groß,
Ringen sich, den Göttern Dank zu zollen,
Tief aus Ginnungagap's(3) Ungrund los:

Und im Sturm der Donner-Harmonieen
Zeichnet vom umstralten Himmel-Chor
Hier der Griffel kühner Phantasieen
Spätrer Kunst den großen Umriß vor.

Unter Sunas(4) lichtem Flammenrade
Hebt sich an der Wesen Wundertanz.
Mutter Hertha(5) steigt aus ihrem Bade,
Eingehüllt in Würd' und Götterglanz.
Sanft umstralt von Majestät und Milde,
Giebt ihr Odem Leben der Natur;
Hold herab geschwebt zum Erdgefilde,
Strömt sie Segen über Hayn und Flur.

Seht, wie reizend alles wächst und blühet
Unter dieser Göttinn milden Hand!
Um der Erde holden Busen ziehet
Sich Allvaters schönes Zauberband.

Er nur gab den Göttern Reich' und Kronen,
Mißt durch sie den Menschen Glück und Zeit;
Er regiert, wo Wurm und Elfe(6) wohnen,
Erd' und Himmel, bis in Ewigkeit.

Er verleiht der rauschenden Blakylle(7)
Und den Nöcken(8) ihre Silberflut;
Er befiehlt des Haynes hehre Stille
In Bedumnens(9) mütterliche Huth.
Unter seiner Allmacht Sonnenschilde
Athmet froh das ganze Erdenrund;
Lieblich schmücken Götter die Gefilde,
Götter schweben über Küst' und Sund.

Götter lenken Wagen in den Lüften,
Götter steigen aus der Tiefe Schooß;
Geister winden aus der Erde Grüften
Sich zum Schutze guter Menschen los.

Riesen füllen hier die leeren Räume
In der unbesuchten Felsengruft;
Elfen tanzen, leicht wie Morgenträume,
Dort im blauen Spiegelteich der Luft.

Wodan(10) tritt von seinem goldnen Stuhle
Auf der Erde blumenreichen Rand,
Bietet singend in der Bardenschule
Seinen hohen Lieblingen die Hand.
Braga(11) füllt der Barden Muschelschale
Mit Begeistrung und Idunens(12) Lohn;
Hylo(13) tönt durch schöne Hirtenthale
Der Schallmayen frohen Silberton.

Götter kommen zu dem Sohn der Erde,
Knüpfen da der Liebe süßes Band.
Selig glaubt der Hüther einer Heerde
Sich auch selbst mit seinem Gott verwandt;

Denn, das Lämmchen, das den Opfrer nähret,
Bringt er ja dem hohen Ahn-Gott dar,
Der, wie Glaub' und heil'ge Sage lehret,
Seiner grauen Väter Vater war.

Durch des Glaubens heil'gen Vorhang stralet
Hoch der Gott, der Gutes ihm geschenkt,
Ist nach seinem Herzen ausgemalet,
Kühn' und edel, wie er selber denkt.
Fährt ein Hesus(14) auch mit lichtem Strale
Prasselnd aus dem finstern Wolkendach,
Ihm blinkt Trinkgott Stufos(15) volle Schale —
Nur den Feinden galt der Donnerschlag.

So vom holden Wahne süß betrogen,
Auch im Irrthum noch der Wahrheit werth,
Fühlt er sich zu Thaten fortgezogen,
Die sein Barde späten Enkeln lehrt.

Er enthüllt die Räthsel der Allrunen(16),
Geist der Helden weht ihn an im Hayn!
Kann auch Er zum Gott sich doch harpuhnen(17),
Und dem Volk ein zweyter Hermann seyn!

Stolzer prangt die tausendjähr'ge Eiche
Mit dem ernsten teutschen Heldenschild;
Lieblicher wallt ihm die Flut der Teiche
Unter eines Wellenmädchens Bild.
Süßer schmeckt die reife Purpurbeere,
Wenn sie ihm ein teutscher Baum-Elf beut;
Schwerer wiegt die goldne Halmenähre,
Welche Fosta's(18) rege Hand verleiht.

Werther ist der Perlenthau, der Regen,
Der aus Krodos(19) vollem Eimer träuft;
Goldner lacht ihm jede Frucht entgegen,
Die der milde Segen Wolds(20) gereift.

Sicherer durchwallt man düstre Wälder
Unterm Schutz des Waldgebieter Biel (21);
Lieblicher blühn unsre Wiesen-Felder
Unter Kolna's (22) lindem Zauberspiel.

O, die Lockerinn von frecher Stirne,
Sinnenwollust, weicht mit Wort und That,
Wo voll Unschuldreiz die teutsche Dirne
Schämig Siwa's (23) heil'gem Altar naht.
Götter, in der Würde Sternenglanze
Treten hier vor unsern freyern Blick.
Jünglingsehre sproßt im Eichenkranze,
Und die Tugend webt der Mägdlein Glück.

Keusch und ehrbar wiegen Teuts Thusnelden (24)
In dem treuen mütterlichen Schooß,
Nur am Ehebette, junge Helden,
Die Vollbringer kühner Thaten, groß.

Nicht entmannt durch frühe Liebeswerke,
Noch durch fremder Seuchen Gift verheert,
Treten Männer auf in ihrer Stärke,
Die der Enkel hoch und göttlich ehrt.

Glänzend leuchtet dort die Irmasäule (25)
Durch der Hayne grüne Dunkelheit.
Wodan, Teut und Mannus mit der Keule
Schauen aus Walhallas (26) Herrlichkeit;
Lächeln auf empfangne Opfer-Mahle,
Winken Enkel-Helden gleichen Rang.
Ueberm Opfer wirbelt auch Bardale
Lauter schon prophetischen Gesang.

Auf der Abendröthe goldnem Rande
Wohnen alle, die zu Wodan gehn,
Und als Götter aus dem Asen-Lande (27)
Lächelnd nieder auf die Menschen sehn.

Hehre Luftgebilde unsrer Ahnen
Wiegen dort auf Nebelpolstern sich;
Ostar(28) leuchtet hoch auf Wolkenbahnen
Den verklärten Vätern brüderlich.

Ueberselig Volk! dir lacht voll Wonne
Auch in Allem einer Gottheit Bild.
Erde, Meer und Luft — selbst in der Sonne
Glänzt dir deines Ahnherrn goldner Schild.
Ach! und zwischen jenen Regionen,
Unsrer Väter, unsrer Götter Land,
Und dem Pünktchen, wo wir Menschen wohnen,
Knüpft Vertraun ein unauflöslich Band.

Milder wärmt der Gott mit Flammenhaare,
Der im Goldgewölk vorüberzieht,
Wenn der Opfrer an dem Hayn-Altare
Seinen Urherrn Wodan in ihm sieht.

Dreymal schöner blühen die Gefilde,
Dreymal sichrer wogt der Fluren Pracht,
Wenn als Gott für sie mit Speer und Schilde
Einer von des Volkes Vätern wacht.

So hobst du zum Glanze höchster Würde
Deine Helden, Vaterland, empor.
Wie der König, so der Mann der Hürde,
Stieg zum Gott, wenn ihn die Norn' (29) erkohr.
So gebahren Vaterlands-Thusnelden
Ihre Götter einst im keuschen Schooß.
Ringend geht dies Volk die Bahn der Helden,
Männlich edel, kühn und stark und groß.

Singend seh' ich es die Feinde schlagen,
Von der Freyheit goldnen Mau'r umschanzt.
Ich erblicke Roß' und Sieges-Wagen,
Und den künft'gen Gott darauf gepflanzt. —

Doch, mein trunkner Geist, du hebst die Schwingen
Auch zur kalten Schollen-Region?
Horch! wie dort die Bruderbarden singen
In dem uns verwandten Geist und Ton!

Was entdeck ich? Graue Skalden(30) grüßen
Mannus Barden: Bruder? Ja fürwahr!
Im Allhending hör' ich ihre Lieder fließen
Am gemeinschaftlichen Hayn-Altar.
Skald' und Bard' und Dan(31) und Theut begegnen
Sich am Sund im alten Bundeswort,
Und der Väter gleiche Götter segnen,
Gleiches Sinns, den Enkel hier und dort.

Odin lächelt selbst am kalten Pole
Wärm' auf seine sanfte Jörth(32) herab.
Ha! weissagend winkt mir seine Wole(33)
Aus dem übermoos'ten Felsen-Grab.

Magisch zum Altare hingezogen,
Oeffnet sie mir eine neue Welt.
Majestätisch wölbt der Himmelsbogen
Ueber mir ein hohes Tempelzelt.

Thaten kehren, wenn die Skalden singen,
Hier in ihrer Harfen Melodie,
Und Erscheinungen der Vorzeit ringen
Sich empor ins Reich der Phantasie.
Heil'ge, unbekannte Schauer walten;
Schweigend athmend lauert die Natur,
Und der Götter hehre Luftgestalten,
Träumen ähnlich, füllen Hayn und Flur.

Hehr und herrlich blicken sie vom Himmel
Durch der Wolken goldnen Purpur-Saum;
Segnend wandeln sie durchs Erdgewimmel;
Schützend schließen sie der Hela(34) Raum.

Tausend liebliche Gestalten lachen
Uns aus Asgards(35) Glanz-Gefilden an;
Unsre schöne Erde zu bewachen
Wandeln sie dort auf saphyrner Bahn.

Seht ihr, wie durch trübes Regenwetter
Freundlich Odins Götterauge blickt?
Hört ihr, welch ein rasselndes Geschmetter
Thor *) von seinem Wolken-Dome schickt?
Hört ihr nicht den Flammenwagen rollen,
Den die Böcke des Zermalmers ziehn?
Seht, wie Thurse(36), Jöt'(37) und Zauber-Trollen(38)
Des Miölners(39) Donnerschläge fliehn!

Dennoch knie'n im kindlichen Vertrauen
Völker dort an seinem Felsaltar,
Die empor durch seine Hülle schauen,
Wo der Schmettrer eben sichtlich war.

O, man weiß, daß seine Donnerstimme
Enkel zur Vernichtung nicht verdammt,
Wenn der Schreckliche mit Riesen-Grimme
Auch aus schwarzgeballten Wolken flammt.

Wie vertraut umschattet die Gefilde
Nicht die Nacht, zur Göttinn hier erwählt,
Wenn sie in der Dämmrung holdem Bilde
Küssend sich mit Dellinger(39*) vermählt!
Froh begrüßt die sanfte Hirtenflöte
Mit der Heimath eignem Zauberton
Dann den Schein der goldnen Morgenröthe,
Als der Neuvermählten jüngsten Sohn.

Von Alswid und Arwakur(40) gezogen
Steigt auch Suna aus dem Schooß der Nacht;
Himmlisch glänzt der goldne Regenbogen,
Wo der schöne Heimdall(41) singend wacht.

Liebe schuf die prächtge Götterbrücke(42),
Hat auf goldne Schenkel sie gestellt.
Freundlich hütet gegen Surturs(43) Tücke
Dort der gute Heimdall unsre Welt.

Dankbar steht, umlockt vom blonden Haare,
Und im Arm der Keule knot'gen Schaft,
Betend an des Vaterlands Altare,
Dort ein Held in seiner Jugendkraft.
Neben ihm die blaugeaugte Dirne,
Von der Jugend höchstem Reiz umglüht,
Die, voll Unschuld auf der ofnen Stirne,
Auch am heilgen Opferherde kniet.

Holde Wesen schweben hehr und helle
Um die Schwester, bieten ihr die Hand.
Froh getäuscht sieht sie an jeder Stelle
Licht=Gebilde aus dem Fabel=Land.

Wellenmädchen, Baum- und Brunnen-Elfen,
Die dem trunknen Blick vorüber ziehn,
Und voll Sympathie ihr schwärmen helfen,
Hüllen ihren Geist in Phantasie'n.

Auf der Opferdämpfe goldnen Säulen
Wiegen sich Hamingien(44) herab.
In der heil'gen Hayne Dunkel weilen
Die Spadisen(45) mit dem Zauberstab.
Fylgien(46) begleiten sie voll Güte,
Elf' und Wanen(47) wohnen überall.
Zwerge geben durch die Frühlingsblüte
Freundlich Antwort ihr im Wiederhall.

In des Wahnes holdem Wunderspiele
Fühlt ihr ganzes Wesen sich entzückt;
Durch die Mutter zärtlicher Gefühle
Ist sie magisch aus sich selbst entrückt.

Wie der Göttinn Zauber sie umweben,
So bestrickt den Jüngling Sucht nach Ruhm;
Seinen Thatenschwangern Geist umschweben
Heldenbilder aus dem Alterthum.

Schöner Jüngling! siehst du nicht die Holde,
Welche neben dir am Altar kniet?
Sieh doch, wie sie dort mit Snotras(48) Golde
Keusch geschmückt in Nossen-Anmuth(49) glüht!
Ach, er sieht es! milde Götter lenken
Seinen Blick zur holden Beterinn,
Und Sionens(50) Zauberwinke senken
Neue Lebensglut in Herz und Sinn.

Freya(51) steht so lächelnd in der Mitte,
Wöra(52) forscht, was tief im Herzen glimmt;
Wara(53) hört des Jünglings Wort und Bitte,
Die das holde Mägdlein froh vernimmt.

Horcht, es dröhnt mit ernstem Donnerschlage
Thor das Jawort in den heil'gen Bund,
Und nun macht der Triombon der Sage
Tönend ihn auf allen Seiten kund.

Schöner wallt der Lenz im Veilchengrunde,
Lieblicher dem neuvermählten Paar.
Gute Geister stehn mit ihm im Bunde
An dem frohbeflammten Festaltar.
Götter feyern mit dem Menschen Feste,
Sind bey Gaben, die sie selbst verliehn,
Sind der Menschen, Menschen ihre, Gäste
In den Armen ihrer sanften Hlyn(54).

Aber Mani(55) mit der hellen Stirne
Steigt empor in seiner Silberpracht,
Winket lächelnd der bescheidnen Dirne,
Die dem Gotte sanft entgegen lacht.

Froh umarmt, in himmlischem Gefühle,
Ihren jungen Mann die junge Frau —
Schattend trabt, der Folge-Zug der Schwüle,
Rappe Rymfax(56) nun um Hütt' und Au.

Nur der Jungfrau heil'ger Gürtel heget
Jenen Sprößling alter Heldenkraft.
Der gesunde, keusche Jüngling träget
Keulen, wo des Lüstlings Sehn' erschlaft.
Was erblick' ich dort im Wiegenschilde?
Hat der Gott das Rad der Zeit gedreht?
Seht ihr jene hehren Luftgebilde,
Die ein leuchtend hell Gewand umweht?

Deine Fylgien, du holder Knabe,
Gaukeln um den Morgen deiner Welt.
Nornen bringen dir die Zaubergabe,
Haben die Bussole dir gestellt.

Milde Wesen kommen, dir zu helfen,
Lichtgestalten bieten dir die Hand.
Dich umtanzen deine weissen Elfen,
Von dem guten König Frey (57) gesandt.

Deines Volkes wackre Götter sorgen
Treuer als die fremden für dein Glück.
Holdes Kind! von deinem Lebensmorgen
Bis zum Abend hütet dich ihr Blick.
Niorun (58) schmückt dich mit Jugendblüte,
Eyra (59) schenket dir gesundes Blut,
Und, gesandt von Frigga, nimmt voll Güte,
Göttinn Hlyn und Snotra dich in Huth.

Deine Norne sey dir nur gewogen,
Trittst du in des Jünglings Rosenland.
Uller (60) mach' dich früh mit Pfeil und Bogen
Und der Schlittschuh Wunderlauf bekannt.

Weile dort, wo Lagas(61) Urnen fließen,
Steu'r im Meer', erklimme Bühl und Berg —
Hier wird dich ein Wellenmädchen grüßen,
Dort bewirthet dich ein guter Zwerg(62).

Jüngling! fahr im Geiste durch die Lüfte,
Reis' als Mann einst über Meer und Land,
Steig' in Hoders(63) düstre Erdengrüfte —
Eine Gottheit bietet dir die Hand.
Was dein Herz auch wünschen mag und hoffen,
Bitte kühn; die Gottheit giebts dem Muth.
Freyas Arme stehn dir kindlich offen
Und Forsete(64) meint es friedlich gut.

Aeger(65) ebnet dir die Meereswellen,
Und Niord(66) läßt günst'ge Winde wehn;
Skada(67) wird ein feistes Wild dir fällen
Und Thiasse(68) dir zur Seite gehn.

Neckt dich eine Schaar von Höllengeistern,
Führt dich Loke(69) tückisch in Gefahr,
Wale(70) lehrt des Unholds dich bemeistern,
Thor beut dir den Eisenhandschuh dar.

Winket Odin einst zum ernstern Werke,
Ruft er dich als Mann zum Völkerstreit;
Tyr(71) verleiht dir Kühnheit, Thor dir Stärke,
Widar(72) männliche Verschwiegenheit.
Wolen prophezeihn den Gang des Krieges,
Wie der Heldenvater ihn beschloß,
Und die Disen(73) spenden Glück des Sieges,
Furchtbar hell gestählt und schnell zu Roß.

Soll der Vaterlandsbeschützer fallen,
Ha! dann schwebt sein hoher Heldengeist
Im Walkyren-Arm(74) zu Odins Hallen,
Wo die goldne Göttermuschel kreist.

Dort umarmst du deine Freunde wieder
Unter Bragas hohem Harfenton,
Und zum Götterkuß der Heldenbrüder
Jubelts lauter im Enherion(75).

Mannus, Hermañ, Widekind(76) und Brennen(77)
Siehst du kriegrisch dir entgegen ziehn;
Fingal, Oskar und Kuthullin(78) kennen
Ihrer Thaten Freund und grüßen ihn.
Sigvatur, Eiwind und Halfred(79) tönen
Dir den Preisgesang in Harf' und Horn;
Unter Ossians(80) Akorden krönen
Zum Enher(81) dich, Bard und Thorbiorn(82).

Jubelnd ordnet man Walhalla-Feste
Dir in Glasors(83) Hayn', und Odins Held
Blickt durch Thore goldener Paläste
Ueber Gladheims(84) Flur auf unsre Welt;

Sieht die Säule, wo er stolz gefallen,
Sieht sein Bild und seinen Opferbrand;
Hört sein Lob in Bardenliedern hallen,
Hört sich selber nun als Gott genannt. —

Doch, verstumme, Saytenspiel, verstumme!
Der Begeistrung schöner Traum entflieht.
Seht ihr, wie beim Tamburin-Gesumme
Der Bachantenschwarm vorüber zieht?
Zwar, auch lieblich, lieblich tönt die Leyer,
Die der hohe Mäonide schlug;
Phöbus Lieder schweben kühn und freyer
Fast, wie Bragas hoher Wolkenflug.

Lieblich singen auch die Pegasiden;
Unsrer Nossa ist die Charis werth.
Oft auch bin ich bey den Hesperiden
Gern, wie bey Idunen, eingekehrt.

Schön, wie Heimdall, schildert man Auroren,
Und der Iris Regenbogenkleid;
Froh, gleich Elfen, gaukeln bunte Horen
Auch aus teutschen Herzen Harm und Leid.

Noch sind Helios und Frau Athene
Fast wie Balder(85) selbst und Hertha schön,
Und gerührt hab' ich der Ceres Thräne
Jüngst noch ihrer Tochter fließen sehn.
Doch, der andern viele zu verschweigen,
Macht mir Schaam und Ehrbarkeit zur Pflicht:
Denn, oft üppig — selten ehrbar — zeigen
Sich Eliden, sind auch Teutsche nicht.

Darf die Dirn' in Priaps Gärten weilen
Und dem Thyrsus folgen und dem Faun?
Soll sie gar mit Ganymeden theilen,
Und in Paphos Freudenhallen schaun?

Venus und ihr böser Bube bringen
Schon des Unfugs viel in manches Haus.
Unter Amors Cantariden-Schwingen
Stirbt das Volk der Wodanshelden aus.

Schwache Gatten geiler Weiber zeugen
Eine geist- und thatenlose Brut,
Und verbuhlte Modeammen säugen
Sie mit Eitermilch aus gift'gem Blut.
Hermann, sieh! dort modert deine Keule,
Mürb gewurmt und staubig an der Wand!
Venusblümchen pflückt an deiner Säule
Eines Kriegers nervenlose Hand.

Ha! dort schleicht er um die Bardenhayne
Hand in Hand mit Amor und — Merkur;
Keucht, voll Frost im hellen Sonnenscheine,
Rasonie'n und braucht die Brunnenkur.

O, wer giebt uns unsre Götter wieder?
Wer betritt der Väter Heldenbahn?
Singt uns niemand neue Bardenlieder?
Lebt denn nirgend mehr ein Ossian?

Von der Fremden süßem Gifte trunken,
Angepestet von der Mode Hauch,
Ist die teutsche Größe tief gesunken,
Und der Heimath hohe Dichtung auch.
Längst geht sie in eignen Fluren irre,
Fremd sich selbst für Ueppigkeit und Tand;
Mit des Auslands fabelndem Gewirre
Gastet sie nur noch durchs Vaterland.

Hier liegt vor uns eine Götterlehre,
Stolz und kühn gedacht, und doch so zart;
Mit Natur und Phantasie die Ehre,
Witz mit Würd', und Ernst mit Reiz gepaart.

Warum soll ich nun zum Griechen sagen:
„Nachbar, borge mir dein Feyerkleid!"
Wenn es mir von seinem Stralenwagen
Schon so reich der hohe Norde beut?

In der Heimath reizendem Gewande
Tritt auch hier die Fabel auf den Plan:
Doch, nur mit der Würde Stirnenbande
Darf die Dichtkunst sich dem Tempel nahn.
Ist zum Adlerfluge weiser Wilden
Unser Geist im fremden Joch erschlaft?
Ward den schönen Umriß vollzubilden
Uns kein Fünkchen Kunst noch Wissenschaft?

Mögten doch fortan auf unsern Hügeln
Bragas und Apollens Tempel stehn!
Laßt den Genius mit Zwillingsflügeln
Heil'ge Würd' und reine Schönheit wehn.

Ehmals sang der Bard' in Hirtenhütten
Heldenzorn, der Legionen schlug.
Dichter adeln und verderben Sitten,
In der Königshall' und hinterm Pflug.

Singt, ihr Dichter! singt uns Barden-Oden,
Sprache, die einst Hermanns Herold sprach —
Ha! dann stürzt der Feinde Heer zu Boden,
Unter teutscher Keulen Donnerschlag.
Statt mit Amorn und Liber zu scherzen
Und zu bübeln mit Cytherens Glück,
Singt uns teutschen Sinn in teutsche Herzen,
Singt uns Würd' und innern Werth zurück.

Münchhausen.

Anmerkungen.

(1) Wald-Iwidien — weissagende Jungfrauen und Baum-Elfen. (2) Teuton, Teut oder Theut — einer unserer angeblichen alten teutschen Stammväter. (3) Ginnungagap — der Weltabgrund, das dunkle leere Nichts. (4) Suna — Gottheit der Sonne und des Lichts. (5) Hertha auch Frigga ꝛc. — Göttermutter und Himmelskönigiinn, Odins Gemahlinn; sie ist die Göttin der Erde und der Welt. (6) Elfen oder Alfaren — Geister in Alfheim, Freys himmlischem Reiche. Ihrer sind zweierlei, Liös- und Dock- oder Licht- und Schwarz Elfen; gute und böse. (7) Blakylle oder Blakulle — Göttinn der Gewässer. (8) Nöcken, Nixen, auch Wellenmädchen — Wasserjungfrauen, Blakyllens Dienerinnen. (9) Badumna, oder Bedumna — Göttinn der Wälder. (10) Wodan oder Odin ꝛc. — der Göttervater und Heldenschutz, König des Himmels und Symbol der Sonne; von ihm muß aber Alfadur — der Allvater, als Welterschaffer und Urgott aller nördlichen Völker unterschieden werden. (11) Braga — Gott der Weisheit und Dichtkunst, Begeisterer der Skalden

und Barden. (12) Iduna — Göttinn der Unsterblichkeit und der ewigen Jugend; Bragas Gemahlinn. (13) Hylo — Gott der Hirten, in Westphalen besonders verehrt. (14) Hesus — der Blitz; aber auch häufig ein Beiname Thor's, des Gottes der Luft, des Donners und Blitzes; Odins und Friggas Sohn.

(15) Stufo — Trinkgott der Obersachsen und Thüringer. (16) Allrunen — weissagende Jungfrauen. (17) Harpuhnen — mit der Lanze fechten oder streiten. — Hermann, Ueberwinder der Römer. — (18) Fosta — Beiname der Frigga oder Hertha. (19) Krodo — Gott der Zeit, der Jahreszeiten, und Regent der Luft; Herthas Sohn. — (20) Wold — Gott der Aernte; vorzüglich in Westphalen verehrt. (21) Biel — Gott des Wachsthums und Waldbeschützer. (22) Kolna — Pfleger und Copulirer der Blumen. (23) Siva — Krodos Gemahlinn, Göttinn des Genusses; auch die Schönhaarige genannt. (24) Thusnelde — Gemahlinn Hermanns, des Römerbezwingers. (25) Irmasäule oder Irmasul — die Götzensäule oder das Denkmal des nach seinem Tode vergötterten Hermanns. (26) Walhalla — Odins oder Wodans Heldenhalle; das nordische Elysium. — Bardale — die Lerche; auch die Bardenstimme; so wie Brunilde, die Nachtigall, ebenfalls diese Stimme bedeutet.

(27) Asen — die Götter; also Asenland, der Aufenthalt derselben. (28) Ostar — die Mondgottheit. Sein

Opfer fiel im April, daher der Name Ostern. (29) Nornen — Göttinnen des Schicksals. (30) Skalden — die Dichter und Sänger der nordischen Völker, so wie es die Barden bei den eigentlichen Teutschen waren. — (31) Dan — erster König der Dänen, vor Chr. Geb. (32) Jörth oder Jörd — Beiname der Frigga oder Hertha. (33) Wole — Zauberinn. (34) Hela — Göttinn der Unterwelt. (35) Asgard — die Götterstadt, der nordische Olymp. — *) Thor — s. Hesus. (36, 37, 38) Thursen, Jöten, Trollen — Eis- Berg- und Zauber-Riesen, oder Halbgötter. (39) Miölner — ein von dem Zwerge Eiter verfertigter Zauberhammer, welcher dem Gotte Thor verehrt wurde. (39*) Dellinger — Gott der Dämmerung. (40) Alswid und Arwakur — Rosse des Sonnenwagens. (41) Heimdall — Gott des Regenbogens, Himmelshüter und Götterwächter. (42) Götterbrücke — der Regenbogen. (43) Surtur — der Schwarze, das verzehrende Feuer, der Götterfeind und der einstige Weltzerstörer. (44) Hamingien — erscheinende Geburts- oder Schutzgottheiten. (45) Spadisen — weissagende Schutzgottheiten. (46) Fylgien — begleitende Schutzgottheiten. (47) Wanen — das Volk der Weisheit; oft von den Göttern selbst um Rath gefragt. — (48) Snotra — die Göttinn der Sittsamkeit und Tugend. — (49) Nossa — Göttinn der Anmuth und Vortreflichkeit. — (50) Sione — Göttinn der süßen Gefühle. — (51) Freya — die Göttinn

der Liebe und Zärtlichkeit, Odins Lieblinginn. (52) Wöra — Göttinn der Untersuchung und der Herzensprüfungen. (53) Wara — Göttinn der Hochzeit, der Treue, der Wahrheit und der Gelübde. (54) Hlyn oder Lyna — die Menschenfreundliche; Friggas Vertraute. (55) Mani — wie Ostar — die Mond-Gottheit. (56) Rymfax — das Roß der Nacht. (57) Frey — der Friedliebende, Gott der Fruchtbarkeit und der Befreyung, auch König der Elfen. (58) Niorun — Göttinn der Jugend. (59) Syra — Göttinn der Gesundheit. (60) Uller — Gott des Zweykampfs, Jäger, Erfinder der Schlittschuh und Bogenschütz. (61) Laga — Hüterinn der kühlenden Gewässer, wahrscheinlich auch der Bäder. (62) Zwerge waren in vielen Künsten und Zaubereien geschickt; sie bewohnten die Gebirge, und ihre Stimme war das Echo. (63) Hoder — der Gott des Metalls, der Schätze, des Unglücks; er wurde als blind gedacht. (64) Forsete — der Gott des Friedens. (65) Aeger — der Gott des Weltmeers. (66) Niord — Gott der Winde, der Seefahrt und des Handelserwerbes. Vater von Frey und der Freya. —

(67) Skada — die Göttinn der Jagd, des Schadens, und besonders des bösen Zufalls durch Wind und Wetter. Niords Gemahlin und Freys Mutter. (68) Thiasse — ein mächtiger Riese oder Halbgott. (69) Loke — (in Sachsen Tibel, wovon nachmals der Name Teufel entstanden) der Gott der Verführung, des Weltunheils, der Urheber alles

Bösen. (70) Wale — der Mächtige, der Gott des Heldenmuths. (71) Tyr — Gott der Kühnheit, der Unerschrockenheit und Stärke. (72) Widar — Gott der Verschwiegenheit. (73) Disen — Beiname der (74) Walkyren — welche die Gattinnen der Schlacht waren. (75) Enherion — Aufenthalt der Heldengeister, oder Walhalla. (76) Widekind — d. gr. Herzog der Sachsen. (77) Brennus — erster Gothen-Heerführer und angeblicher Stammvater der Preussen, 500 J. v. Chr. Geb. (78) Fingal, Oskar und Kuthullin — berühmte nordische Helden, deren Namen besonders durch die unsterblichen Gedichte (79) Ossians auf die Nachwelt gekommen sind. Dieser große Held und Barde, den man mit Recht den nordischen Homer nennen kann, war Fingals Sohn und König in Morven oder Kaledonien. (80) Sigvatur, Eiwind und Halfred — berühmte nordische Skalden. (81) Enherien — Heldengeister in Walhalla. (82) Thorbiorn — nordischer Weise und Skalde. (83) Glasor — Goldhain in Asgard. (84) Gladheim — Wonnegegend in Asgard. (85) Balder — Gott der Güte und männlicher Schönheit, Urheber alles Guten.

Ich will die Reihe dieser erklärenden Anmerkungen nicht noch durch minder wesentliche verlängern. Die hier gelieferten werden den Leserinnen der Alruna, in Verbindung mit dem schönen Gedichte selbst, hoffentlich einen hinlänglichen Begrif von der Götterlehre unserer alten Vorfahren geben,

ob sie gleich hier nicht in ihrem ganzen Umfange und in allen ihren Unterabtheilungen aufgestellt werden konnte. Gewiß sagt der Dichter mit völligem Recht von ihr: Daß sie stolz und kühn gedacht, und daß in ihr Natur und Kunst mit Ehre, Witz mit Würde, und Ernst mit Reiz gepaart sey. Ein Zeugniß, daß ihr sicher alle philosophische Forscher geben, die das Wesen derselben mit unbefangenem Blicke untersuchen. Schade, ewig Schade! daß man diese zwar rohe, aber doch gewiß ungemein schätzbare, reichhaltige und einer höhern Ausbildung so fähige und würdige Masse, um einer fremden Mythologie willen, so ganz vernachläßigte, daß sie nun schon längst, wie so viele andere hehre Gegenstände der Vorzeit, völlig verunt und fast in gänzliche Vergessenheit gerathen ist.

E. M—r.

III.

Die Rückkehr zur Spindel.

Sittengemälde des XV. Jahrhunderts.

Kommt, meine Kinder, sagte der alte Schloßhauptmann von Pappenheim, auf Grünwalde, an einem rauhen Tage zu seinen schönen Töchtern, kommt, ich will euch heute euern wiederholten Wunsch erfüllen, und euch die Begebenheiten der beiden Fräuleins von Rosenheim erzählen, die ihr auf den Schildereien des alten Tafelzimmers abgebildet findet, und die euch freilich niemand besser als ich, der ich diese Begebenheiten in meiner Jugend selbst erlebt, zu erzählen vermag. Der tobende Herbststurm hält ja ohnedies heute den Greis, wie die Jungfrau, in der Burgklause gefangen, und vor den gedachten Bildern selbst, vor denen ihr so oft mit trunkener Neugierde gestanden, wird euch euere Phantasei um so leichter in die Tage der Vergangenheit zurückführen. Freudig ergriffen die muntern

Dirnen ihre Spindeln, um während der Erzählung, auf die sie schon so lange gehoft, nicht müßig zu seyn, und begleiteten den betagten Vater in den Saal hinauf, wo sie ihm, den Bildern gegen über, einen Sessel vom Staube säuberten, und sich sodann mit gespannter Aufmerksamkeit an seine Seite setzten.

Nicht ohne Wehmuth, so hub der Alte, der nun das Amt eines Schloßhauptmanns schon seit vierzig Jahren auf Grünwalde bekleidete, an, nicht ohne Wehmuth gedenkt der Greis der früheren Abschnitte seines Lebens, die ihm nur noch als längst entschwundene Träume in der Erinnerung schweben; als Träume, die zwar oft mit Bangigkeit durchwebt, aber, im Ganzen genommen, doch immer süße, vom Morgenroth der jugendlichen Phantasei und Hofnung verschönte Träume waren, die ihm nie wiederkehren. Findet ihr mich daher zuweilen bewegt, oder muß ich mit unter mein Gemüth mit besonderer Mühe sammeln, um in der angefangenen Geschichte fortzufahren, so glaubt, ich habe euch

vielleicht den Namen irgend eines meiner Jugendfreunde genannt, der mir bereits in ein anderes Leben vorangegangen ist; oder es sey irgend ein Bild meiner vormaligen, beglückenden Hofnungen wieder in mir erwacht, das, wie so viele! vom Strohme des wirklichen Lebens, gleich einem Knabenspiele, verlöscht wurde. Es wird auch euch manch schönes Bild dieser Art verlöscht werden, meine Kinder! Hoft daher von der Zukunft nie zu viel, so werdet ihr einst um so weniger über die bittern Täuschungen unter dem Monde zu klagen haben.

Jezt zu den Schildereien, die da vor uns aufgestellt sind, und deren allgemeine Bedeutung ich euch mit einem einzigen Sprüchlein zu merken geben kann, das also lautet:

Wohl mancher über Glück glorirt,
das ihn in Schimpf und Schaden führt;
und manchen bringt sein Misgeschick
durch Dorn' und Disteln doch zum Glück.

Wo die Iser sich allgemach in das Gebiet von Freisingen hinüber krümmt, da ist an ihrem linken Ufer die Burg Dietrichsheim gelegen, mit welcher vormals der wackere Ritter Kuno von Rosenheim beliehen war, der in ihren Mauern das Leben eines schlichten Hausvaters, sonder Prunk und Sausen, führte. Die jungen luftigen Fändlein, mit denen er wenig zu schaffen hatte, pflegten ihn deshalb immer nur den Kläusner zu nennen; aber Männer, die ihn besser kannten, gaben ihm unbedingt den Beinamen des Tapfern und Biederherzigen, den er auch sein ganzes Leben hindurch heilig zu bewahren suchte. Wenn er dem Bedrängten im Kampfe diente, zog er immer sonder Lohn und Beute wieder heim, und fand seine Freude blos am Siege der gerechten Sache. Dabei ward er denn freilich nicht, wie andere Ritter, reich; aber das mochte seinen frohen Muth doch nimmer beugen, denn er hielt sogar seine geringe Habe für groß genug, sie mit denen, die es bedurften, redlich zu theilen. Vor allen

andern hat das sein Freund und Waffenbruder, Graf Adolph von Dachau, erfahren, der vom ehemaligen fast mehr als gräflichen Glanze der Dachauer kaum noch den Namen und ein armseliges Obdach geerbt hatte, unter welchem er und seine Schwester Helena die Familienwapen und einige andere unnütze Trümmern der zerstreuten Reichthümer geborgen hielten. Oft, sehr oft, wenn das wirthliche Flämmlein auf dem Herde des Grafen aus Ohnmacht zu verlöschen begann, war es allein der edle Kuno, der es, mit irgend einem nachbarlichen Glimpf, wohlthätig wieder anzufachen wußte; und als Graf Adolph endlich, vom geheimen Kummer abgezehrt, aufs Siechenlager fiel, und ihm auf dieser Welt nur noch das Schicksal seiner verlassenen Schwester am Herzen lag, da reichte ihm sein treuer Kuno, gleich einem tröstenden Engel, die Hand, und schwur ihm in die zitternde Rechte, daß er Helenen, sobald sie des Bruders Augen zugedrückt haben würde, als Gattin mit sich heim in seine

Burg führen, und ihr allda des Lebens Mühen liebevoll erleichtern wolle. Es war aber Gräfin Helena ein Fräulein sonder allen weiblichen Zauber: Reizlos in ihrer Gestalt, ungeschmeidig in ihrem Gemüth, und einzig nur vom Stolz auf den vormaligen Namen ihres Hauses beseelt. Der brave Ritter von Rosenheim brachte daher der Ruhe seines sterbenden Freundes kein geringes Opfer, indem er ihm gelobte, diese doppelte Misgestalt zu seiner Hausfrau zu erkiesen; Graf Adolph fühlte das wohl, und eben deshalb flehete sein frommer Blick in der Stunde des Scheidens auch doppelte Belohnung für seinen Kuno hernieder.

Der Dachauer starb, und sein Waffenbruder hielt redlich Wort, wiewohl er, der eben nicht viel Freuden in dem beschlossenen Bunde vor sich sahe, noch viele Mühe hatte, Helenen zu bewegen, den Gedanken an ein glänzenderes Glück für diese Welt aufzugeben. Der priesterliche Segen wurde gesprochen, die Ueberbleibsel des gräflichen Hauses zu

Dietrichsheim aufgestellt, und Kunos seltner Edelmuth half nach und nach den unfreundlichen Sinn seiner unzufriedenen Hausfrau doch um vieles mildern. Zwar pflegte sie wohl noch oft in trüben Stunden das verlohrne Paradeis zu rühmen, und mit verweinten Augen nach den verriegelten Pforten desselben zurückzublicken; allein die sanftmüthige Zusprache ihres treuen Gatten hellte den Trübsinn doch immer bald wieder auf, und half das im Schweisse des Angesichts erbaute Kraut des Feldes wunderthätig würzen. Der Mensch bedarf im Leben und im Tode, pflegte er oft zu sagen, nur ein geringes Räumlein Erde; und siehe da, Helene, wir haben immer noch weit mehr, als wir bedürfen: Felder, Wiesen, Weiher, Gärten, eine schuldenfreie Burg, und zudem noch Gesundheit und ein unbeflecktes Gewissen, das alle glänzende Schätze der Welt aufwiegt; nur wer dies verliert, mag weinen, denn er ist alsdann vom Schutzgeiste seines Lebens verlassen. Des geringern zeitlichen Glückes bleibt

man, wenn man es zu schätzen weiß, hienieden immer Meister; aber das größere, blendende, ist ein Zauberspiel, das sich nicht berechnen, nicht verdienen, dem Laufe der Dinge nicht abtrotzen läßt.

Dem wackern Manne wurden zwei Töchter, Jutta und Amalgunde, geboren, von denen jene den Sinn des Vaters, und diese vieles von der Gemüthsart der Mutter erbte, weswegen denn auch die jüngere gar bald der mütterliche Liebling ward, über den die Pflege der ältern nur gar zu oft vergessen wurde. Jutta war freilich fast immer kränklich, und noch dazu von der Natur nur mit wenigem Liebreiz ausgestattet; aber sie trug ein Herz im Busen, das sie zum Engel machte, mit dem sie ihre Leiden sonder laute-Klagen duldete, sich unermüdet den Geschäften des Hauswesens widmete, und sich unbeschreiblich glücklich fühlte, wenn sie bei ihrer flinken Spindel nur zuweilen durch einen freundlichen Blick der Eltern belohnt wurde; eine Belohnung, die ihr der gutmüthige

Vater auch selten schuldig blieb. Dagegen war Amalgunde schön, wie ein Wunderkind, und schon beim ersten Uebertritt in die Dirnenjahre bezaubernd; gesundes Blut wallte in ihren Adern, Heiterkeit und leichter Sinn beseelte ihr ganzes Wesen. Der Wiesenbach, an dessen Rande sie zuweilen Blumen pflückte, der Spiegel im sogenannten Prunkzimmer, die geschwätzige Zunge der Wärterin, das tändelnde Wohlgefallen der Mutter selbst, hatten ihr vielleicht gesagt, daß sie schön sey, und von dem Augenblicke an kannte sie kein dringenderes Geschäft mehr, als diese ihre Schönheit noch durch tausenderlei kindische Ausschmückungen zu erhöhen, die sie oft an ihrer Puppe erst versuchte, und sie sodann auf ihr eigenes Wesen übertrug, wobei ihr denn die Mutter, des Putzes noch aus vormaligen Zeiten kundig, nicht selten mit innigem Entzücken behülflich war. Mich dünkt, wir sehen Frau Helenen dort in jenem Bilde auf eine solche Weise beschäftigt; denn Herzog Siegismund, der nachmals diese Schildereien durch

seinen Hofmaler entwerfen ließ, wollte durchaus auch den Moment geschildert wissen, wo Helene den ersten Saamen thörigter Eitelkeit in das noch schuldlose Herz ihrer Tochter zu streuen begann; ein Saame der zwar lieblich aufzugehen, aber oft den ganzen Boden zu verderben pflegt.

Hätte Vater Kuno länger gelebt, so würde er freilich diesem Saamen nicht gestattet haben, eine tiefgreifende Wurzel im Herzen seiner Tochter zu schlagen; allein er verließ die Welt leider schon, als Jutta kaum ihr vierzehntes und Amalgunde ihr zwölftes Jahr angetreten hatten, mithin gerade zu einer Zeit, wo seine väterliche Leitung ihnen am allernöthigsten war. Ihre Erziehung blieb nun einzig das Werk der Mutter; und ganz natürlich mischte sich in dieselbe auch der mütterliche Sinn für Hoheit und äussern Glanz mit ein, der nach Kunos Tode nur um so unbeschränkter wieder in ihrem Wesen zu walten begann. Täglich erzählte sie ihren Töchtern, was die Dachauer einst gewesen,

wie weit sich ihre Herrschaft erstreckt, und welche gerechte Ansprüche sie bereits auf fürstlichen Rang gehabt; wie aber das alles durch mißgünstiges Geschick zerstoben sey, und wie sie nun wohl alle Hofnung werde aufgeben müßen, den großen Namen ihres Stammhauses jemals wieder aus seiner Gesunkenheit emporgehoben zu sehen, wenn sie nicht etwa noch auf den Stolz ihrer Töchter rechnen dürfe, die sie freilich nur für Männer erhabenen Standes gebohren zu haben wünsche. Zwar — pflegte sie dann oft mit einem verachtenden Seitenblick auf Jutta hinzuzufügen — was meine ältere Tochter betrift, so darf ich in dieser Hinsicht von der wohl wenig hoffen, denn leider hat ihr die Natur einen viel zu gemeinen Stempel aufgedrückt, als daß sich irgend eine große Erwartung auf sie bauen ließe, zumal da ihr Gemüth fast eben so gemein, wie dieser äussere Stempel geprägt zu seyn scheint; aber du, meine Amalgunde, du bist mit allem Zauber ausgerüstet, der auf Erden oft so große Wunder

thut; von Dir hoft daher mein Mutterherz auch alles.

Was Worte dieser Art auf das Gemüth der armen Jutta wirken, und wie tief sie sich dem eiteln Sinne ihrer geschmeichelten Schwester einprägen mußten, das läßt sich leicht errathen, meine Töchter, fuhr der Schloßhauptmann fort; indessen wich doch Jutta nie deshalb von ihrer einmal angenommenen Sitte, von der sie wußte, daß sie dem verstorbenen Vater stets so wohl gefiel, und von der er ihr so oft versichert hatte, daß sie einst werde die Quelle ihres häuslichen Seegens werden. Sie unterzog sich mit dem seltensten Fleisse der Sorge des Hauswesens, wurde die unermüdete Dienerin der bequemern Mutter und Schwester, und trug es mit Geduld, daß sie dafür nur äusserst selten ein aufmunterndes Wort des Danks erhielt. Emsig spann sie an ihrer niedlichen Spindel die feinen Fäden, aus welchen die Leibgewänder ihrer reizenden Schwester gewebt werden sollten, und freudig brachte sie

die schönsten Pfleglinge ihres Gartens herbei, wenn dieselbe etwa zu einem festlichen Tage geschmückt wurde, und sah oft ihre einzige, sorgsam aufgesparte Rose mit innigem Entzücken in Amalgundens wallenden Locken schweben. Kein Neid, keine Eifersucht befleckte jemals ihre reine Seele, und wer sie denn mit diesem edeln Sinne handeln sahe, pflegte gemeiniglich zu glauben, daß das gute Mädchen mehr für den Himmel, als für diese Welt geschaffen sey.

Als beide Schwestern nun in die bedeutenden Dirnenjahre hinüber schritten und die Augen der männlichen Welt zu fesseln begannen, da war es immer nur Amalgundens Name, der von den jungen Rittern überall zuerst genannt, immer nur ihr bezauberndes Bild, das mit der lautesten Bewunderung gepriesen wurde; und Mutter Helena vernahm das jedesmal mit ganz besonderer Freude: Es waren ja die ersten Sonnenblicke, die ihr aus der Zukunft entgegen strahlten, und die das Luftgebäude ihrer

eiteln Phantasei auf eine liebliche Weise zu begünstigen schienen; und diese Freude verdoppelte sich mit jedem Tage, so bald die jungen Weltlinge einmal die schwache Seite der Mutter ausgespührt hatten, und ihr, um der Tochter willen, bei jeder Heimsuchung mit einer Verehrung begegneten, als ob sie noch eine wirklich gebietende Gräfin von Dachau gewesen wäre. Es war da oft die Rede von der schönsten Perl des Landes, die auf Dietrichsheim bewahrt würde, und die wohl würdig sey, in einem Fürstendiadem zu glänzen, wenn nicht etwa, aus besonderer Huld, der Edelsinn eines deutschen Ritters damit belohnt werden sollte. Auch vergaß man nie dabei, mit tiefstem Reverenz der köstlichen Perlen-Mutter zu gedenken, die da, sonder allen Einwand, wohl verdiene, das Heft irgend eines königlichen Zepters zu verzieren; und was dergleichen Glattzüngigkeiten mehr waren, die ihre Wirkung auf das schwache Mutterherz Helenens auch nimmer verfehlten. Ihr schwindelte ob so vieler

Huldigungen, die sie kaum geträumt; und so wie ihr schwindelte auch der unerfahrnen Tochter, die die Sprache der Welt noch weit weniger, denn sie, verstand. Taumelt aber das weibliche Wesen einmal in einem aufgeregten und beschwichtigten Sinne, dann gebe man seinem bessern Sterne nur getrost Valet: Er verdunkelt sich sofort, und geht gemeiniglich auf immer unter.

Was nur immer noch von den Ueberbleibseln des Dachauischen Flitterwesens zusammen zu lesen war, das wurde mit vieler Sorgsamkeit aufgesucht, um auf Amalgundens Putz verwandt zu werden, und an Fräulein Jutta wurde dabei kaum gedacht. Auch wurden die Gastzimmer weit mehr denn sonst geschmückt, die Wappenschilder überall gar stattlich aufgeputzt, und die Burg Dietrichsstein nahm, so viel wie möglich, das Ansehn eines sonderlichen Hauses an. Bankettirt ward zwar in seinen Mauern nicht, denn das würde in einer weiblichen Klause keinen Wohllaut gegeben haben; aber der Imbiß,

der den Einsprechenden etwa dargereicht wurde, war gemeiniglich zur Bewunderung köstlich; und das alles, damit nur der Name der Dachauerin und ihrer schönen Tochter überall mit ausgezeichneter Verehrung ausgesprochen werden möchte. Das geschahe denn auch, dem Scheine nach, wie sie's gewünscht; nur bedauerte man gemeiniglich dabei, daß das schöne Fräulein von Rosenheim blos für das beschränkte Leben ihrer stillen Burg, und bei weitem nicht genug für den Schauplatz der größern Welt gebildet sey; und kaum hatte Mutter Helena diese öffentliche Meinung vernommen, so war sie auch sofort darauf bedacht, sich einen andern Lebensplan zu entwerfen, und mit Hülfe aller feinen Künste das Meisterstück der Erziehung an ihrer Amalgunde zu vollenden. Allein das war in ihrem klösterlichen Dietrichsheim, das Herzog Albrecht ihr, aus sonderlicher Huld, zum Wittwensitz geschenkt, nicht möglich; wer hätte ihr wohl dort zur Ausführung ihres großen Plans klüglich rathen,

wer ihr wohl dazu die Hand bieten sollen? Es waren dazu Leute nöthig, die man nur auf dem Tummelplatze großer Städte, nur im Gefolge glänzender Höfe findet; und dort mußten sie also aufgesucht werden. Frau Helene von Rosenheim richtete demnach ihr Augenmerk auf München, wo damals, nach des wackern Albrechts Tode, der regierende Herzog Johann sammt seinem Bruder Siegismund, unter Anleitung seiner erlauchten Frau Mutter, ein stattliches Hoflager hielt, wo denn auch, da beide gnädige Herren den Wissenschaften und Künsten hold waren, an geschickten Leuten aller Art kein Mangel war. München sollte daher fortan ihr Wohnsitz, und, so hofte sie wenigstens, vielleicht auch die Wiege ihres künftigen Glücks werden. Um jedoch daselbst nicht in einem völligen Dunkel leben zu dürfen, hielt sie eine äusserst gewissenhafte Einsammlung des Ertrages ihres Witthums und eine sehr weisliche Eintheilung für den Genuß desselben nöthig, zu welchem Ende denn jene einem treuen

Hausmeister anvertraut, und zur Bewerkstelligung dieser eine Abänderung in der Familie getroffen werden sollte, auf welche sie zwar schon längst im Stillen bedacht gewesen war, zu der sie aber immer noch nicht den gehörigen Muth gehabt, weil ihr Gewissen sich dabei durchaus nicht bestechen und zu einem erwünschten Jawort bereden lassen wollte. Jezt war ihr nun aber zu viel daran gelegen, diese Sache in Erfüllung gebracht zu sehen, als daß sie sich noch länger hätte davon abhalten lassen sollen, und deshalb sahe sie sich nach einem geistlichen Beistande um, der ihr, wo möglich, dieses allzu wache, und vielleicht durch Kunos Biedersinn in diesem Punkt so unbestechlich gewordene Gewissen, einschläfern helfen sollte. Wie gerufen, so glaubte sie, sprach um diese Zeit ihr Oheim, der Abt Bernhard, auf einer Reise bei ihr ein, der den verstorbenen Kuno immer sehr hoch geachtet, und schon oft beschlossen hatte, sich bei Gelegenheit einmal um seines Freundes Töchter, von denen er so

mancherlei gehört, freundschaftlich zu bekümmern. Was seine Nichte Helena betraf, so wäre er um ihretwillen wohl sonder allen Zweifel fürbaß gezogen: Denn sie hatte seine Huld durch ihren stolzen Weltsinn schon von Jugend auf verscherzt, und er wußte nur zu gut, was Kuno dieses Weltsinns wegen oft im Stillen hatte dulden müßen; jetzt aber wollt' er das vergessen, und mit väterlichem Sinn erscheinen, wo vielleicht ein väterlicher Beistand nöthig war. Und der brave Mann that redlich, was er im Geheim beschloß. Ach, meine Kinder, wie diesen Bernhard, giebt's nur wenige Aebte in der Welt! und Freunde, die ihm gleichen, werden noch weit seltener gebohren.

Nicht mit jenem kalten Priesterseegen, der gemeiniglich nur eine Sache des Mundes ist, nein, mit dem Seegen eines wahrhaft frommen Mannes, der aus dem Herzen spricht, trat er in Helenens Klause, und pries sie, ob der ruhigen Tage, die sie sammt ihren Töchtern auf Dietrichsheim verleben könne,

seelig. In euern Mauern waltet ein goldener Friede, sprach er; ihr hört den tobenden Weltlauf fern von eurer Burg vorüber rauschen, und dürft nicht fürchten, von seinen Fluthen mit fortgerissen zu werden; ihr seyd als Wittib eines wackern deutschen Ritters von jedermann im Lande geachtet, und wißt euch von holden Töchtern geliebt, die euch täglich euern Lebenspfad mit Blumen bestreuen; fürwahr, Frau Nichte, ihr seyd in der That sehr glücklich! —

So scheint's, ehrwürdiger Herr, erwiederte Helene; allein es lasten dennoch Sorgen auf meinem Herzen, die mir oft viel Kummer machen; ich meine die Sorgen für das künftige Glück meiner Kinder, das ich so gern recht fest begründen möchte. — Ein Wunsch, fiel ihr der Oheim in die Rede, der euch viel Ehre bringt, und der es wohl verdient, euch ganz erfüllt zu werden. Indessen ist es allerdings ein schweres Werk; für Mutterkräfte fast zu schwer, da habt ihr Recht. Kann euch mein Rath, mein Beistand dabei nützen, so rechnet fest darauf, und

mahnt mich dreist, euch euere Wünsche zu erfüllen. — Das will ich auch, fuhr Frau von Rosenheim in ihrer Rede fort; ich achte euch ohnehin einem guten Engel gleich, der mir vom Himmel zum Führer durch eine dunkle Wüste gesandt worden ist. Ich habe da so eben überlegt, ob ich nicht vielleicht schuldig sey, wenigstens eine von meinen Töchtern dem Himmel, mithin dem Klosterleben zu weihen? Und wer könnte mir diese Frage wohl genüglicher beantworten, als ihr, ehrwürdiger Herr, der ihr einer der frömmsten Aebte des Landes, und noch dazu mein Oheim seyd? Ich bitt' euch also, rathet mir. — Recht gern, erwiederte der Abt; doch da des Oheims Wort nicht überall auch das des Abtes seyn dürfte, so thut so wohl, den Oheim erst, und dann den Abt zu hören. Glaubt ihr, Frau Nichte, daß der Weg durchs Kloster sonder allen Zweifel in den Himmel führe, so thut ihr ja wohl besser, beide auf diesen untrüglichen Weg zu leiten; meint ihr nicht? — Helenens Antwort stockte hier, und

Bernhard fuhr dann fort: Seyd ihr aber mit vielen andern Weltkindern des Glaubens, daß auch dort noch Irrung möglich sey, und daß es neben den heiligen Mauern hinweg wohl noch mehrere, eben so untrügliche Pfade zur himmlischen Heimath gebe — ja, dann ist's freilich klüger, gewissenhafter noch, für beide zu entscheiden. — So denk' ich auch, versetzte Frau von Rosenheim, und freue mich, mit euch so gleich zu denken. — Was mich nicht wenig Wunder nimmt, erwiederte der Abt: Denn von meiner weltliebenden Nichte hätte ich ein so theueres und doch so freiwilliges Opfer für die Kirche nicht gehoft. Weit eher hätte ich erwartet, daß sie, wie so viele, und mit unter recht kluge, Weltkinder pflegen, die Wirksamkeit des häuslichen Lebens für weit verdienstlicher, als das thatenlose Gebet im Kloster, halten werde; eine Meinung, die sich bei der profanen Welt oft so schwer bekämpfen läßt. Dieser Meinung zufolge soll denn ein weibliches Wesen, das mit holder Sanftmuth im

Hause waltet, seinem Gatten den Tag erheitert und die Nacht versüßt, die zarten Kindlein mit inniger Liebe in sanften Mutterarmen wiegt, der fleissigen Dienerschaft überall mit holdem, lohnendem Blicke begegnet, weit öfterer ein Engel genannt werden, als die frömmste, betende Nonne; und freilich wäret ihr, Frau Nichte, in euerer friedlichen, allen schlimmen Beispielen entnommenen, Burg, wohl vor tausend andern Müttern geschickt, eure Töchter zu solchen Engeln auszubilden; ich müßt euch das, als Oheim, euch von ganzem Herzen rathen. Jedoch, als Abt, muß ich zuförderst für die Kirche sorgen, und nehme, meiner Pflicht gemäß, das ihr von euch bestimmte Opfer dankbar an. Und da ihr, sonder Zweifel, die eine Tochter so freudig als die andere gebt, in solchen Fällen der Kirche aber billig die Wahl gebührt, so will ich auch sofort in ihrem Namen wählen, den Schleier der Ursulinerinnen euerer jüngern Tochter bestimmen, und mit väterlicher Sorge über sie wachen, so lange

ich noch auf Erden walle. Seyd ihr das zufrieden, Nichte? — Ihr schweigt? — Um auszusinnen, erwiederte die Frau von Rosenheim, weshalb ihr wohl die jüngere Tochter euch gewählt. Um euch die Erstgebohrne, von der Mutter ja gewöhnlich mehr geliebte, nicht zu rauben, sprach der Abt. — Ich kenne keinen Unterschied, versetzte Frau Helene, und liebe meine Kinder ungetheilt. Allein die ältere — hat sich für den Hausstand schon so ziemlich ausgebildet, fiel ihr Bernhard in die Rede, mithin ist sie fürs Kloster nicht so wohl, als für die Welt geeignet. Auch ist sie kränklich, wie ihr mir gesagt, und in den Klosterzellen mag man schwer gesunden. Zudem, Frau Nichte, giebt es auch für Amalgunden viel zu viel Gefahren in der Welt, die ihr für eure Jutta nicht befürchten dürft: Denn wenn sich leichter Sinn mit Schönheit paart, dann wißt ihr wohl, was draus zu folgen pflegt. Laßt's also immer bei der ausgesprochenen Wahl bewenden.

Helene konnte keine Antwort finden, und Bernhard fuhr, nachdem er ihr Angesicht lange mit strenger Prüfung beobachtet hatte, fort: Es scheint, als hätt' ich nicht nach eurem Sinn gesprochen, gestrenge Frau. Auf Amalgunden wäre eure Wahl wohl nicht gefallen? Ja, ja, ich glaub' es wohl. Ich kenn' euch ja! Ich weiß ja nur zu gut, wie lieb euch jederzeit die Welt gewesen, und wie ihr immer nur für sie gedacht, gewünscht, und, war es möglich, auch gehandelt. Wie könntet ihr sie jetzt um einen Schatz betrügen wollen, der euch so köstlich scheint, und den die Schmeichlerzungen schon so laut gepriesen haben! Gesteht es nur, ihr wollt dem Kloster eure Jutta weihen, weil sie euch, wie ihr glaubt, im Wege steht. Nicht so? Allein die Klosterleute lassen sich durch glatte Worte nicht so leicht bethören; sie sehen scharf, und wissen den, der sie mit List zu fahen glaubt, in seinen eigenen Schlingen fest zu halten. Versucht es also weiter nicht, und laßt den Schleier, den ihr nicht für

Amalgunden wünscht, aus eurem Plan ganz weg. Ihr würdet auch, fügt euch der Oheim noch hinzu, die Welt um eine wackere Hausfrau mehr betrügen, wenn ihr die fleissige, nimmer rastende Jutta in die heiligen Mauern verschliessen wolltet, wo ihre geschäftige Hände gleichsam durch den Rosenkranz gebunden werden, und die Wünsche ihres guten Herzens sich fast nie in Thaten, sondern immer nur in Seufzer und Gebete auflösen würden. Hat das der brave Kuno so gewollt, Frau Nichte? Hat er gewollt, daß die Tochter seines Herzens lebendig von der Mutter Hand begraben werden und ihr Daseyn freudenlos verjammern sollte? Merkt's euch, Frau Nichte, der Oheim fragt euch das! Der Oheim, der so gern in einem andern Ton mit euch geredet hätte. — Seid, was euch besser ziemt, von nun an Mutter beider Töchter, und liebt nicht eine vor der andern, vielleicht wohl gar die minder gute vor der besseren; verstoßt die eine nicht auf Dornenpfade, während ihr die andere auf Rosen

sanft zu betten strebt, sondern wiegt ihnen, wie brave Mütter immer pflegen, mit gleicher und gerechter Waage. Und wenn ihr das thut, Frau Nichte, dann, aber nur dann, dürft ihr stets auf meinen thätigen Beistand rechnen. — Ihr wollt nach München, wie die Sage geht? Nun, mögt' ihr doch. Nur hütet euch, damit ihr diesen Schritt nicht einst bereuen dürft. Ihr findet, wie in allen großen Städten, Schlingen dort, in welche eitle Weiber nur zu leichtlich fallen: Glattzüngler, zum Exempel, die euch und euren Töchtern sehr gefährlich werden können; Leute, die nach keinem rühmlichen Ziele streben, und die auf ihren wüsten Wegen stets Gefährten brauchen. Sie leben nur für heute, und kümmern sich wenig darum, was sie Morgen seyn werden. Hütet euch vor ihnen; verstopft euer Ohr vor ihren trügerischen Worten, und kehret oft in euere stille Burg zurück, um ihren goldenen Frieden weit über das betäubende Geräusch der großen Welt erheben zu lernen. — So sprach

der fromme Abt, und schied dann wieder von dannen; um erst nach Jahresfrist wieder von Rom nach München zurückzukehren.

Bernhards Rede drang Helenen zwar tief in's Herz, fuhr der Schloßhauptmann fort; allein sie fand da keinen günstigen Boden, und trug daher auch wenig Frucht. Sie gab zwar den Gedanken, die gute Jutta von sich zu entfernen, auf, weil sie des Oheims Unwillen fürchtete, der immer auf ihr Schicksal einen bedeutenden Einfluß haben konnte; allein, statt liebevoller und gerechter gegen sie zu werden, verhärtete sich ihr Sinn nur täglich mehr, und Juttas Leiden wurden um so schwerer, da sie es für Sünde hielt, sie irgend einem Sterblichen zu klagen. —

Das stille Dietrichsheim wurde verlassen, und die neue Wohnung in der Fürstenstadt, wo Amalgundens Schicksal entschieden werden sollte, bezogen. Man hatte die Frau von Rosenheim, oder vielmehr ihre schöne Tochter, schon sehnlichst daselbst erwartet,

und sie sahe sich daher von einer ganzen Schaar junger Ritter mit lauten Freuden empfangen; indessen war sie doch zu klug, sich davon betäuben, und in der Betäubung von ihrem im Geheim entworfenen Lebensplane ableiten zu lassen. Sie hatte beschlossen, das, was einst theuer verkauft werden sollte, durchaus nicht preis zu geben, sondern es vielmehr der gaffenden Menge, als ein hohes Kleinod zu entziehen; eine Regel, die, wenn sie von sittigen Jungfrauen beobachtet wird, gar weise und treflich ist, die aber bei Helenen schon gar viel von ihrem Werth verlor. Sie lebte anfänglich in der That zu München nach einer strengen Regel, und befliß sich, von den Augen der Welt, mit ihren Töchtern einer Eingezogenheit, die man andern Wittwen und Müttern wohl zum Muster hätte aufstellen mögen; und dadurch erlangte sie denn sehr bald, was sie in vieler Hinsicht wünschte, einen rühmlichen Namen, der allen Anlauf leichter Wichte verhüten half. Nur einige Matronen, welche

Amalgundens zarte Finger in allerlei Stickereien und künstlichen Nadelarbeiten üben mußten, und ein welscher Tonkünstler, der sie im Lautenspiele und Gesange unterrichtete, hatten Zutritt in ihrem Hause; übrigens war ihre Thüre fast vor jedermann verschlossen. Doch, auch ein Paar Matronen und ein einziger Tonkünstler sind oft schon genug, fügte der alte Pappenheim hinzu, den Sinn eines jungen Mädchens auf immer zu verderben. Diese täglichen Gesellschafter, unter deren Leitung Amalgunde ungemein rasche Fortschritte in den sogenannten schönen weiblichen Künsten machte, hatten nicht so bald die schwache Seite der Mutter ins Auge gefaßt, als sie derselben auch auf alle nur ersinnliche Weise gütlich zu thun, und die bezaubernden Reize, so wie die ausgezeichneten Geistesgaben ihrer Schülerinn über alle Beschreibung zu erheben suchten. Das machte denn beide Theile gegen einander vertrauter; das mütterliche Herz, das ohne dies sich zu ergießen strebte, wurde aufgeschlossen, die

geheimen Wünsche desselben mitgetheilt, und nun gemeinschaftlich Rath gehalten, was wohl fernerweit zur Begründung des künftigen Glücks der schönen Amalgunde zu beobachten seyn dürfte. Da rieth dann jedes Glied des geheimen Rathes nach seiner eigenen Weise, und bot zugleich auch seinen thätigsten Beistand an; aber unter allen schien Helenen der Sänger Lorenzo, der in den Häusern der Großen, ja am Hofe der beiden Herzoge selbst nicht wenig galt, der erfahrenste und schätzbarste Freund zu seyn, und ihm überließ sie sich daher auch mit einem unbegränzten Vertrauen. Lorenzo kannte die Welt, und wußte sie überall zu seinem Vortheil zu nützen, daher baute er auch auf Amalgunden eine eigene Hoffnung, und das um so mehr, da Frau Helene sie gewissermaßen selbst in seine Hände gab. Er wußte schon, wie viel das schöne Fräulein in den Augen vieler Ritter galt; es war ihm schon bekannt, wie hoch man sein Fürwort bei ihr anschlagen, und wie reichlich man ihm dasselbe belohnen

werde; zumal da sogar der regierende Herzog Johann sich bereits nach der allgemein gepriesenen Amalgunde von Rosenheim bei ihm erkundigt, und zwar recht angelegentlich erkundigt hatte; Dinge, die er sowohl der Mutter als der Tochter geflissentlich zu hinterbringen, und dadurch bei beiden sein Ansehn immer mehr zu sichern wußte. Um aber seines Lohnes ganz gewiß zu werden, gab er vor, daß unter allen weiblichen Reizen Gesang und Saitenspiel am meisten zu fesseln pflegten, und schon manche Dirne mittlern und gemeinen Standes gar hoch auf der Staffel der Ehre hinangeschwungen hätten. Da weihete sich denn Amalgunde diesen Künsten mit ganz besonderm Fleiß, und versprach dem Meister, wenn auch sie einst ausgezeichnet glücklich werden sollte, für seine Mühe die reichste Belohnung, die in ihren Kräften stehen werde. In der That brachte sie es auch binnen Jahresfrist im bezaubernden Gesange, den sie mit der Laute meisterhaft begleitete, so weit, daß jedermann sie mit Verwun-

derung hörte, und ihres Lobes fast kein Ende fand. Auf Fräulein Jutta ward dagegen wenig Aufmerksamkeit verwandt; sie wurde fast immer übersehen, gewöhnlich mehr für die Zofe als für die Schwester Amalgundens gehalten, und von der Mutter fast mit jedem Tage mehr gehaßt, so daß sie oft deshalb ihr Busentuch mit ihren Thränen netzte, und als sie einst, so wie ihr es auf diesem zweiten Bilde seht, von Frau Helenen mit Verachtung aus dem Zimmer gewiesen wurde, während ihre Schwester dem eitlen Mutterherzen mit ihren Zaubertönen schmeichelte, mit heissem Seufzer zum Himmel rief: Ihr Todesstündlein doch herbei zu fördern. Noch tönte dieser Wunsch auf dem gewölbten weiten Söller wieder, als ihr der fromme Abt entgegen trat, der von Rom zurück gekommen, und nun begierig war, die beiden Töchter seines Freundes zu begrüßen.

„Mich dünkt", sprach er, indem er der weinenden Jutta seine Hand darreichte, „mich dünkt, ich hörte da so eben einen Wunsch verhallen, den man sonst

aus einem jungfräulichen Munde nicht leicht vernimmt. Du wünschest zu sterben, meine Tochter? In einem Alter, wo das Leben sonst gewöhnlich erst seinen höhern Schwung zu nehmen pflegt? Warum das? Sieh, mir hat das Alter mein Haar schon längst gebleicht, und doch wandle ich meinen Pilgerweg noch gern hienieden; denn ich hoffe noch manches Freudenblümchen darauf zu finden. Und du, die junge, kaum ausgelaufene Pilgerin, hoffst das nicht? Wer hat dich denn um diese Hofnung schon betrogen? Sprich, liebe Tochter, wer? Du schweigst? Ja, ja! Du wirst mir's nimmer klagen, das weiß ich wohl. Du bist als Tochter und als Schwester viel zu gut dazu. Doch rath ich alles schon von selbst, und weiß mir deine Seufzer wohl zu deuten. Sey nur getrost! Die Vorsicht wacht, und segnet alle guten Menschen." Das arme Fräulein küßte ihren Dank auf seine Hand, und ging; und unerwartet trat der Abt in Frau Helenens Zimmer. Nach meiner Rückkehr, sprach er,

grüß ich euch, Frau Nichte, fast zuerst; denn auf der Reise hab' ich oft an euch gedacht, auch oft gewünscht, euch einen Theil der Sorgen abzunehmen; das will ich nun. — Mit Freuden wurde dieser Gruß empfangen, und Lorenzo, der dem Abte immer gern zu weichen pflegte, schlich sich fort.

Ich find' euch fleissig, sprach der Greis zu Amalgunden; und Frau Helene wußte nun die schöne Tochter ungemein zu rühmen. Sie spielt die Laute zum Entzücken, sagte sie, und singt bezaubernd schön! Und ihre Stickereien hier; sagt selbst, kann man sie schöner sehen? — Nein, in der That! erwiederte der Abt, das kann man nicht; das Fräulein hat es wahrlich in den Künsten weit gebracht. Und euere Jutta, fuhr er fort, wird sonder Zweifel nicht zurückgeblieben seyn; nicht wahr, Frau Nichte? — Ach, Jutta, hieß es, hat für solche Künste weder Geist noch Sinn: sie ist zu träge, faßt sie nicht, liebt nichts als das Gemeine, und wird sich nie für eine höhere Sphäre bilden. So? sagte Bernhard,

wird sie nicht? Dann kann sie euch auch schwerlich Freude bringen, Nichte. Dann schafft sie fort; fort, unter Menschen, die noch das Gemeine, das euch so verhaßt ist, lieben; wollt ihr das? — Helene sagte freudig: Ja! und Bernhard selbst versprach, für einen Aufenthalt zu sorgen. Doch gab er ihr noch zu bedenken, welche werthe Stütze sie verlieren würde, wenn sie sich von Jutta schiede, und wie man eine solche Jutta doch so bald nicht wieder fände, u. s. w.; allein Helene blieb dabei: Entfernung sey für sie und ihre Tochter besser, und bat daher den Oheim flehentlichst, die schwache, für die Welt zu simple, Jutta doch in seinen Schutz zu nehmen. Wohlan, sprach er, so sey es denn. Doch bleib' es einzig meine Sorge, wo und wozu sie künftig leben soll. Vielleicht, wer kann das wissen! sieht sie euch dann noch einmal zur Seite, wenn euch auf dieser Welt kein Mensch mehr stützt. —

Nun noch ein Wort von Amalgunden, Nichte. Was wollt ihr denn mit der? Die wird mein Alter mir

erleichtern, sagte sie; in ihrem Glücke wird mein graues Haupt sich sonnen; denn sicher wird sie einst, so ahndet mir's, die Gattin eines großen Mannes werden, und durch ihre Hand werden die Wappenschilder des Dachauischen, jetzt so tief gesunkenen, Hauses einst wieder ihren völligen Glanz erhalten. — So? glaubt ihr das? sprach Bernhard. Dazu also die schönen Künste? Ja freilich, Nichte! Zu einem bedeutenden Fange, gehören auch kunstreiche Netze, da habt ihr Recht! Allein, glaubt mir, dem Manne, der die Welt nun schon so lange kennt, ihr treibt ein höchst gemeines Spiel. Ihr baut auf Triebsand, bettet euch auf Wellen, pflanzt den Baum, der euch beschatten soll, auf bloßem Felsen, und macht euch bei dem klugen Manne zum Gelächter, zum Gespött sogar! Des freut ihr euch? Das soll euch eure Zukunft herrlich übersonnen? Armes Weib! Es wohnt ein Feind in euch, der euch verblendet; euch, wie so viele Weiber, ins Verderben stürzt. Eitelkeit, sinnlose Eitelkeit, heißt er; er wird

nicht rasten, bis er euch verdorben, für Welt und Himmel euch verdorben hat! Schon hat er das sonst heilige Gefühl der Mutter rein aus eurem Herzen weggetilgt, euch undankbar und ungerecht, euch grausam schon gemacht! Ihr seht nicht mehr; ihr wißt nicht, welchem schwarzen Dämon ihr schon dient, und wie ihr bloß als Gaukelpuppe noch an seinen Fäden dreht. Hört mich, ich muß euch das noch sagen; als Kunos Freund, als Oheim muß ich es. Was wollt ihr denn? Ihr wollt durch Reiz bethören, um dann durch Schmeichelei bethört zu werden; sonst wollt ihr nichts! Habt Acht, ich will es euch beweisen. Mögt ihr doch den Beweis dann nützen, oder nicht. —

Ihr laßt euch Mutter nennen, Nichte; seid ihr's denn? Wahrhaftig! nein, ihr seid es nicht! Ein toller Stolz hat ja die Mutterliebe längst in eurem Herzen ausgelöscht. Wie hättet ihr sonst eure Jutta hassen, wie Amalgunden bloß zum Werkzeug eurer Thorheit bilden können? Und beides habt ihr doch

gethan. Ihr wollt sie glücklich machen, diese Amalgunde? Ihr? Ich bitt' euch, Nichte, sagt mir doch, was heißt denn wahrhaft glücklich seyn? Habt ihr das je gewußt, gesucht? Und wollt der Tochter doch den Weg dazu bereiten? Wird sie es einst, so hat sie's einzig dem Geschick zu danken, der Mutter wahrlich nicht! Die strebt ja nur nach einer trügerischen Höhe, wo man das wahre Glück vergebens sucht. Sie muß hinan, und sollt' es alles, sollt' es auch die Tochter gelten, so muß sie doch hinan, wohin kein Weiser je sich sehnt. Wär't ihr noch jung, schön, reizend und geschickt, so würdet ihr euch selbst um schnödes Gold verkaufen; nun ihr das aber nicht seid, soll die Tochter für euch jüdeln, damit ihr euch doch wenigstens mit einem reichen, hochbenamten Eidam brüsten könnt. So, Nichte, steht's mit euch; so werdet ihr zu allem nur aus eitlem Stolz gezogen, von dem ihr, ohne Wunder, wohl nicht mehr zu heilen seid. Was ihr beginnt, beginnt ihr nur für euch, für eure Kinder thut ihr

nichts; das ist ja klar. Nun, sagt mir, ist das recht, ist das wohl mütterlich gehandelt? Glaubt mir, ihr habt ein böses Spiel begonnen, das, wenn ihr es gewinnt, euch elend macht! Jezt ist's noch möglich, Nichte, gebt es auf, und rettet eure Tochter vom Verderben!

Ihr treibt den Eifer fast zu weit, sprach Frau Helene. Ihr wähnt Gefahren, wo es keine giebt, und scheltet ein Bestreben thöricht, das ihr nicht genau geprüft. Ich habe meine Töchter ja mit euch getheilt; wollt ihr noch mehr? Sorgt, wenn ihr's redlich meint, doch nur für die, die ihr euch schon gewählt, und seid um Amalgunden unbekümmert.

Wohlan! erwiederte der Abt, es sey. In wenig Tagen fordr' ich eure Jutta ab, und lasse sie, wo möglich, einen sichrern Pfad zum Glück betreten, als ihre Schwester wandeln soll.

Ihr glaubt vielleicht, meine Töchter, fuhr der Schloßhauptmann fort, daß Jutta sich über den gefaßten Beschluß, der ihren bisherigen Leiden ein

Ende machen sollte, recht innig gefreut haben werde; allein das that das gute Mädchen nicht. So viel sie auch geduldet hatte, so that ihr Trennung von der Mutter und der Schwester doch zu weh, als daß sie sich nicht hätte sträuben, und den Befehl, sich in die Zeit zu schicken, bitterlich beweinen sollen: Denn wahre Liebe trägt, um Scheidung zu verhüten, alles, sey's auch noch so schwer. Indeß vermochten ihre Bitten, ihre heissen Thränen doch der Mutter Willen nicht zu ändern. Der fromme Bernhard rief sie ab, und Frau Helene riß sie mit Gewalt von Amalgundens Herzen, das in der Trennungsstunde vielleicht zum erstenmal der Schwester Werth recht tief empfand. — Die fernere Geschichte dieses guten Mädchens erzähle ich euch ein andermal; für jetzt wollen wir uns von ihr verabschieden, um bei den Begebenheiten Amalgundens zu verweilen, deren Bilder wir auf dieser Wand zusammen gestellt sehen.

„Es wird nun Zeit, sagte der Lautenmeister eines

Tages, daß meine schöne Schülerin die Bühne der größern Welt betritt; denn es wünschen Augen sie zu sehen, die gar viel bedeuten. Der Herzog Johannes hat euch jüngst belauscht, holdes Fräulein, als ihr bei offenem Fenster gesungen, und ist durch euere Zaubertöne so ungemein ergötzt worden, daß er eueres Lobes nun fast kein Ende weiß. Er wünscht recht sehnlich, euch nicht nur oft zu hören, sondern euch auch oft zu sehen; und wer weiß denn, was der erlauchte Herr nicht ausserdem noch wünscht. Er ist den schönen weiblichen Gestalten, wie den schönen weiblichen Stimmen, hold, und hat sie dann, wo möglich, gern in seiner Nähe. Man kann ihm das auch nicht verargen. Ist er doch zur Zeit noch unvermählt, und trägt er doch ein fühlend Herz in seiner Brust, das sich nach Umgang sehnt; nach sanftem Umgang, so wie ihn etwa eine Amalgunde von Rosenheim zu gewähren vermag. Seine Frau Mutter, die Herzogin Anna, ist seinen Wünschen auch selten entgegen: Denn sie verdankt ihm

ja die Fortdauer ihres landesmütterlichen Ansehens, in dem sie sich so wohl gefällt, und aus dem er sie durch keine Schwiegertochter verdrängen wollte. Das bedeutet gar viel in Annens Augen! Man muß aber auch gestehen, daß sie dem gutmüthigen Sohne ihren Dank nie schuldig bleibt, und seinen Neigungen etwa Gewalt anzuthun begehrt; zumal da er in seinem Regiment ein so guter, menschenfreundlicher und gerechter Fürst ist. Freilich, der gestrenge Herzog Siegismund denkt anders: Der möchte aus dem heitersinnigen, die Welt liebenden Bruder gern einen stillen Klausner machen, so wie er selbst es ist; ihn gern statt der Saitenspiele mit alten Pergamenten ergötzen, und ihn aus dem Kreise der muntern, liebreitzenden Damen des Hofes gern in die Gesellschaften seiner gelehrten Mönche und Weisheitsmeister bannen; allein das wird ihm nimmer gelingen. Johannes ist zur Freude gebohren, er wird auch für dieselbe leben, und, wie er immer zu thun pflegt, jeden, der sie ihm gönnt und

befördern hilft, reichlich lohnen. Diese Winke über den Geist des Hofes mögt ihr euch merken, schönes Fräulein, (fügte der schlaue Sänger hinzu), denn sie dürften euch in der Folge wohl in mancherlei Hinsicht nützen. Aus dem, was ich euch so eben vertraut habe, werdet ihr schon von selbst begreifen, daß euer Glücksstündlein nahe sey; und ich darf euch sagen, daß es nur auf euch beruhet, es schon morgen schlagen zu hören." — Die freudetrunkene Dirne horchte bei dieser Rede hoch auf, und Mutter Helene rückte in der gespanntesten Erwartung ihren Sessel näher, um ja keine Silbe von den Worten des Glattzünglers verloren gehen zu lassen. „Morgen nach der Mittagstafel", fuhr der Lautenmeister fort, „wird sich der Herzog in Begleitung seiner Frau Mutter und des übrigen Hofes in den Jesuiter-Garten begeben, in dem er so gern zu lustwandeln pflegt; diesen Zeitpunkt nehmt wahr, Fräulein, und sucht der erlauchten Gesellschaft, an der Seite eurer Mutter, so wie von ohngefähr, zu

begegnen, euch bei der Annäherung des fürstlichen Zuges betreten zu stellen, und, wenn ihr angeredet werden solltet, euch fein geschämig und sittig zu gebehrden. Das Uebrige wird sich dann, wie ich hoffen darf, schon ohne euer weiteres Zuthun finden. Nur folgt meinem wohldurchdachten Rath, und sucht euch, gleich der edelsten und tugendsamsten Jungfrau, nur für den allerhöchsten Preis zu geben."

Rathschläge dieser Art würden nun freilich jeder andern braven und zartfühlenden deutschen Dirne zum mindesten sehr bedenklich geschienen haben; allein Amalgunde, die bereits vom Sinne der Mutter schon viel zu viel angenommen hatte, dachte nicht das geringste Arge dabei, und Frau Helene schien ebenfalls nichts Schlimmes dabei zu denken, zumal da der Italiener seine Rede mit einer so gar weisen und unverdächtigen Regel zu enden wußte. Wird der schwache Mensch einmal am Gängelbande der Leidenschaften geführt, fügte Vater Pappenheim hinzu, dann jaukelt sie ihm in seiner Phantasie das

Ziel seiner Wünsche nur immer im schönsten, erfreulichsten Lichte vor, und läßt ihn von dem, was dabei zu besorgen und zu befahren steht, wenig ahnden. So geschah es auch hier der verblendeten Mutter und der noch unschuldigen, mit dem Lauf der Welt noch unbekannten Tochter. Für den höchsten Preis sollte sie sich nur geben, hatte der kluge Lautenmeister gesagt, der die Gesinnungen des Herzogs so genau zu kennen, und seinen Rathschlag so reiflich erwogen zu haben schien. Was ließ sich denn bei einem Fürsten, dessen Hand noch durch keinen Priesterseegen gebunden war, zum höchsten Preise machen? Helenen schwindelte fast, als sie sich das dachte, und bei weitem mehr darinnen fand, als sich ihr stolzer Sinn jemals hatte träumen lassen. Man hatte ja schon Beispiele ähnlicher Art gehabt; und was schon wiederholt geschehen war, ließ sich ja wohl noch einmal erwarten. So dachte die übermüthige Frau, und schloß die schöne Amalgunde, die sie nun bald von aller Welt beneidet zu sehen

hoffte, mit innigem Entzücken in die Arme. Dann wurden die Gewänder für den kommenden Tag zusammengetragen, anversucht, und wieder geändert, bis sie sich gefällig genug an die reizenden Glieder schmiegten; und endlich jenes sittige und bescheidene Gebehrdenspiel geübt, das, wenn es natürlich ist, dem jungfräulichen Wesen sonst so himmlisch kleidet. Die Nacht schlich für beide viel zu langsam vorüber; denn die heisse Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, gönnte ihnen durchaus keine Ruhe. Als nun endlich die ersehnte Stunde schlug, und der Herzog, wie es ihr verheissen war, erschien, da trat sie mit der Mutter, als ob sie niemanden vermuthet habe, aus der Thür ihrer Wohnung, und schien sich eiligst über die Straße begeben zu wollen; allein der Augenblick war so gewählt, daß sie in dieser Hast gerade der Herzogin unter die Augen treten mußte, die denn auch sofort stehen blieb, und die reitzende Dirne mit vielem Wohlgefallen musterte. „Trügt mich meine Vermuthung

nicht", sagte die gestrenge Frau, „so müßt ihr wohl das Fräulein von Rosenheim seyn; denn gerade so, wie ich euch hier sehe, hat euch der allgemeine Ruf unter diesem Namen schon beschrieben. Ihr führt hier, wie man sagt, das Leben einer Nonne, und sucht mit allem Fleiß der Bewunderung zu entfliehen, die ihr mit so vielem Recht verdient? Warum thut ihr das? Doch, das ist wohl eine Frage, mit der ich mich an euere Mutter zu wenden habe; an euch, Frau von Rosenheim, auf die ich eigentlich zu zürnen Ursach hätte. Mich dünkt, als einer gebohrnen Gräfin von Dachau wäre es wohl schon längst euere Schuldigkeit gewesen, euch einmal bei Hofe sehen zu lassen; ihr habt das aber nicht gethan." Helene verneigte sich, und wollte um Verzeihung bitten, allein die Herzogin fuhr fort: „Besser ist's, man sucht seine Fehler wieder gut zu machen, als zu entschuldigen. Ich erwarte das von euch, und hoffe euch recht bald mit euerer Tochter bei mir zu sehen." Helene versprach durch eine stumme Ver-

beugung Gehorsam, und Anna wandte sich wieder zu Amalgunden. „Fürwahr, man möchte fast dem Zufall danken, schönes Kind, daß er euch einmal hat sichtbar werden lassen; denn wer sähe euch wohl nicht gern? Ihr seid betreten, ängstlich. Warum denn das? Uns habt ihr keineswegs zu fürchten; nicht wahr, mein Sohn"? sprach sie lächelnd zum Herzog, der das reitzende Fräulein unverwandten Blicks betrachtete, und der Mutter seine Antwort schuldig blieb. „Nun, auf baldiges Wiedersehen"! schloß sie, indem sie Amalgunden die Hand zum Kusse reichte; über welchen Beweis der Gnade Herzog Johannes fast eben so erfreut als Frau Helene war; denn er wußte ja nur zu gut, was er von dieser Gnade hoffen durfte. Auch Herzog Siegismund wußte das, der an der Seite des Abt Bernhards dem Zuge folgte, und seinem alten Freunde seine Besorgnisse wegen des für den Hof viel zu schönen Fräuleins von Rosenheim nicht bergen konnte. Ihr hättet ihre Erscheinung in der Residenz lieber

ganz verhüten sollen, sprach er, wenn ihr sie vor Gefahren sicher wissen wolltet, deren ihrer hier so viele warten. Oder besitzt sie vielleicht eine Tugend, die unerschütterlich ist? Wenn das nicht seyn sollte, so gebt sie nur verloren; denn in dem verführerischen Strudel dieses Hofes geht sie dann sicher unter. Ich habe alles gethan, erwiederte Bernhard, was ich vermochte; aber es war nicht möglich, der thörigten Mutter mehr als eine Tochter abzugewinnen, zumal da sie ihre Amalgunde einen so sichern Weg zum Glück zu führen glaubte. O ihr Mütter! rief Siegismund, wie sind eure Augen doch oft so dicht verbunden! Die Dirne dauert mich, fuhr er fort; ist's möglich, Freund, so sucht sie noch zu retten; und wenn ihr meiner dabei nöthig haben solltet, so rechnet fest auf mich.

Der zugesagte Besuch bei Hofe wurde gleich in den folgenden Tagen abgestattet, und Mutter und Tochter von der Herzogin mit ausgezeichneter Huld empfangen. Man sprach viel von vergangenen Zeiten,

aber weit mehr noch über Amalgundens Geschicklichkeiten, von denen sich, nach Annens Versicherung, sogar schon große Kenner überzeugt haben wollten, und schloß sodann mit dem sehr gnädigen Erbieten, das gute Kind unter die Damen des Hofes aufzunehmen, um ihr in dieser Sittenschule noch die letzte Bildung für die große Welt zu geben: Denn für das kleine, häusliche Leben, fügte die Herzogin hinzu, wird die Gräfin von Dachau ihre Tochter doch wohl nicht erzogen haben wollen. Helene küßte der hohen Gebieterin demuthsvoll die Hand, und versicherte, daß sie durch diese Gnade sogar die kühnsten ihrer Wünsche erfüllt sähe, und daß sie solche lebenslang mit dem dankbarsten Herzen verehren werde. So trennte man sich, und harrte von der Stunde an, vielleicht von beiden Seiten, mit Ungeduld dem Tage entgegen, an welchem Amalgunde ihre neue Laufbahn betreten sollte.

Sonst haben Mütter ihren Töchtern, bei so bedeutenden Schritten in die Welt, gemeiniglich noch

viel ans Herz zu legen; aber Frau Helene faßte beinahe alles, was sie der ihrigen zu sagen hatte, in die schon erwähnte Regel des Lautenmeisters zusammen, die Amalgunde anfänglich nicht einmal genau begriff. So unbesorgt sollte das arme Mädchen ihrem Schicksal von der leichtsinnigen Mutter übergeben werden, als der Vater Bernhard in Helenens Wohnung trat, und das Gewissen seiner Nichte noch einmal aus seinem Todtenschlafe zu erwecken suchte. Ich bringe euch eine fröhliche Botschaft, sprach er, und wünsche, daß sie euch willkommen seyn möge. Euere Tochter hat Gnade vor den Augen des Herzogs gefunden; ein Ereigniß, über welches ich mich von ganzer Seele freue. — So? Erwiederte Helene, thut ihr das? Es nimmt mich wahrlich Wunder! Ich hätte das von Euch, dem allzustrengen Manne nicht erwartet. Nun, wenn's so ist, so ist mir diese Botschaft allerdings erfreulich. Auch kömmt sie mir, in der That, ganz unerwartet: Denn ich glaubte meiner Tochter wohl mit

der Gnade der Herzogin Anna schmeicheln zu dürfen, aber mit der Gunst des erlauchten Landesfürsten nicht. Was soll die aber auch am Ende? Langt etwa jene aus, das Glück eines jungen Mädchens fest genug zu gründen? — O ja, entgegnete der Abt, gewiß! Allein, wenn ein gestrenger Herr, wie der, ein junges Mädchen lieb gewinnt, so darf man wohl die Dirne sammt der Mutter glücklich preisen. Der Herzog, sollt ihr wissen, hält die schöne Amalgunde für den ihr angebotnen Dienst zu gut, und gegen die vielfältigen Gefahren, die damit verbunden sind, zu ungewaffnet. Er glaubt daher, es sey weit besser, sie durch ein eheliches Bündniß vor dieser gefahrvollen Falle zu sichern, und wünscht deshalb dieses Bündniß so angelegentlich, als er vielleicht noch keins in dieser Welt gewünscht. Das soll ich euch sagen, Nichte, ganz unumhüllt euch sagen; versteht ihr mich? — Ist's möglich? rief Helene, das hätte Herzog Johann Euch vertraut? — Herzog Johann? fragte Bernhard mit Verwunderung;

wie kommt ihr denn auf den? Ich sprach von Siegismund, dem eifrigen Beschützer und Beförderer des Guten, dem Freunde eueres verstorbenen Gatten, dem Biedermanne, vor dem sich jeder gute Mensch in tiefer Ehrfurcht neigt. — Ja so, von dem, fiel Frau Helene ihm in's Wort; seht doch, wie sonderbar! — Herzog Siegismund führt einen jungen Ritter in seinem Gefolge, den er vor allen andern liebt, und dem er wohl mit Freuden seine eigene Schwester zur Gemahlin gäbe, wenn er sie verlangen sollte: Denn das Herz des jungen Mannes ist makellos und gut, seine Tapferkeit geprüft, sein Sinn für alles, was gerecht und edel ist, schon längst bewährt. Poppo von Friedberg heißt er, und die weibliche Welt hat ihm den Beinahmen des Schönen gegeben. Viele Damen des ersten Ranges haben schon um seine Gunst gebuhlt, aber er ist unbesiegt geblieben, ausser von der, deren Bild ihn seit dem Augenblicke überall verfolgt. Nun ist er aber nicht reich genug, um dreist um euere Tochter werben zu

können, mit der ihr, wie verlauten will, ein wenig hoch hinaus gedenkt, und verschließt deshalb seine Liebe hoffnungslos in seinem Busen. Aber der edle Herzog Siegismund hat sein Geheimniß ausgespähet, und mir, eurem Oheim, aufgetragen, euch seine Wünsche für den braven Friedberg kund zu thun. Freilich, mit hohem Glanz ist dieses Bündniß gerade nicht umgeben; denn ausser seiner väterlichen Burg, die er am Rhein besitzt, ward dem guten Poppo von den Gütern dieser Erde nichts zu Theil; allein, Frau Nichte, es bleibt auch ausgemacht, daß wahres Glück nicht stets im Reichthum und im Glanz zu suchen sey. Der Herzog glaubt, daß euere Tochter in Friedbergs Armen vor allen Weltschlingen, die man ihrer Tugend zu legen trachtet, sicher seyn werde, und will sich fast dafür verbürgen, daß dieser wackere Mann euch der dankbarste Sohn, und Amalgunden der treuste Gatte seyn werde, so lange der Himmel ihm das Leben schenkt. Ueberlegt das, Frau Nichte. Mich dünkt, auf diese Weise könntet

ihr die schönen, ruhigen Tage, die ihr einst an Kunos Seite auf Dietrichsheim verlebtet, und die ihr in der großen Welt nie finden werdet, noch einmal wieder zurückkehren sehen. Eure jetzt noch lenksame Tochter würde an der Hand eines solchen Gatten unfehlbar eine gute Hausfrau werden; ein heiterer, schöner Himmel würde sich über den Herbst eueres Lebens verbreiten, und euere Enkel dürften dann doch einst mit Seegen am Hügel eueres Grabes weilen. Was meint ihr, Nichte: Wär' es euch wohl möglich, dem Gaukelspiele eurer Phantasei Valet zu geben, und diese schlichte Bahn durchs Leben, die so sicher, und meistens auch so sanft zum Ziele führt, noch zu betreten? — O ja, antwortete Helene spöttisch, warum das nicht? Wenn es der erlauchten Frau Herzogin, die nun einzig über Amalgunden zu gebieten hat, gerade so, und nicht anders belieben sollte. Ich werde nicht ermangeln, deshalb bei ihr anzufragen, und ohne Zweifel wird sie sich denn selbst über diesen Punkt erklären.

Bringt ihm indessen meinen demüthigen Dank, Herr Oheim; und merkt euch so beiher ein wenig, daß ich euerer Sittenpredigten nun endlich einmal überhoben zu seyn wünsche. Thut doch so wohl, statt meiner, euern gepriesenen Poppo von Friedberg in die Schule zu nehmen, und sucht ihm einzuschärfen, sich seiner kühnen Wünsche doch ja in Zeiten zu begeben. — Das wird mir nicht viel Mühe kosten, sprach der Abt. Ein kluger Mann ist von einem solchen Fieber leicht zu heilen. Ich darf ihm nur die Binde von den Augen nehmen, die man in Krankheiten dieser Art zu tragen pflegt, und ihn die schöne Amalgunde sammt ihrer Mutter recht genau betrachten lassen, so ist dem Uebel augenblicklichst abgeholfen. Ich habe das zur Zeit noch nicht gethan, weil man solche ungemeine Raritäten seiner Familie gern so lange als möglich mit einem Schleier verhüllt; der mag nun aber fallen. Gehabt euch wohl! Ich zürn' euch weiter nicht; ich kann euch nur bedauern. —

Es bedurfte nur weniger Wochen, so hatte sich Amalgunde schon so ziemlich in ihre neue Lage und in den Dienst der Herzogin geschickt; ja sie wußte sich sogar mit einer gewissen Freimüthigkeit zu benehmen, die dem Herzoge Johann vorzüglich wohl gefiel. Ihr Lautenspiel und ihre Stimme trugen ebenfalls nicht wenig dazu bei, sich die Gunst desselben zu versichern; und die Höflinge wollten nur zu bald bemerken, daß sich in des Herzogs Lobsprüchen oft sein ganzes Herz gegen die Sängerin zu ergießen scheine, worüber denn der Neid nicht allzu fein glossirte.

Am klügsten wußte aber Graf Leupold von Fürstenstein darüber zu spintisiren, der sowohl der Liebling des Herzogs Johann, als auch der Herzogin Anna war, und wegen seiner unersättlichen Ehrbegierde und Habsucht fast allgemein gehaßt wurde. Er war überall der vertraute Rathgeber des Hofes, wo man etwas heimlich auszuführen wünschte, und hatte durch die gemißbrauchte Gunst

seiner Gebieter die Grenzen seiner Besitzungen schon längst über die Gebühr zu erweitern gewußt. Aus diesem für ihn so günstigen Felde wollte er sich denn natürlicher Weise auch nicht gern verdrängen lassen, und war daher gegen jedermann auf seiner Huth, der ihm etwa auf irgend eine Weise hätte können gefährlich werden. „Fährt die Dirne so fort", dachte er eines Tages, als er den Herzog abermals durch ihren Gesang und ihre Reize bezaubert sahe, „so nimmt sie ihn, wie solche Wesen pflegen, wohl endlich ganz und gar gefangen, und leitet ihn dann nach einem Willen, über den wir vielleicht nicht Meister werden. Besser also, man sucht sich ihrer zu versichern, und sie auf jeden Fall als Lenkseil des Fürsten in der Hand zu behalten. Jetzt ist's noch Zeit; jetzt läßt sich die Sache vielleicht noch sonder Mühe schlichten." Blickt her, Kinder, sagte der Schloßhauptmann, hier seht ihr ja den schlauen Leupold, fast genau so, wie er lebend stand, in seine Grübelei versunken. Er brütet eben seinen

Anschlag mühsam aus; bald werdet ihr erfahren, wie er ihn auch ganz nach seinen Wünschen zu vollführen wußte.

Es waren kaum sechs Monate verstrichen, so begann es in der Residenz schon überlaut zu werden, wie der Herzog sich an der Seite des Hof-Fräuleins so oft vergesse; wie er es nicht einmal bemerke, wenn man ihn mit der verführerischen Sängerin allein zu lassen suche; wie er sich nicht selten erst in später Dämmerung von ihr zu scheiden pflege — und was dergleichen übeln Gerüchte mehr waren, die sich freilich nicht ohne Grund verbreiteten. Die Augen des Neides hatten nur zu scharf gesehen: Denn beneidet wird ja in dieser Welt einmal alles, sogar das scheinbare, trügerische Glück, das keinen Neid verdient. — Amalgunde war ein schwaches Rohr, preisgegeben den Winden, die es bald hier bald dahin bogen — eine junge Epheuranke, die sich an irgend eine Stütze zu schmiegen strebt, und die sich unbesorgt den ersten, besten Zweigen überläßt, die

sich ihrem innern Drange entgegen breiten. Sie hatte keine Freundin zur Seite, die sie redlich gewarnt hätte: Denn ihrer Mutter hatte man ja am Hofe nicht bedurft, und tägliche Besuche bei ihr abzustatten, erlaubte die Sitte desselben nicht. Und gesetzt auch, sie hätte ihr noch, wie sonst, zur Seite seyn können, was würde ihr denn eine Mutter wie diese zur Aufrechthaltung ihrer Tugend genützt haben? Die Herzogin Anna hatte zwar versprochen, über das schöne unerfahrne Mädchen streng zu wachen; allein, freundlich und herablassend, selten sorgsam und herzlich, wie gute Mütter es zu seyn pflegen, warnte sie immer nur vor Gefahren, die etwa von Aussen droheten; die im Innern des Hoflebens auf ihre Unschuld lauerten, blieben, aus Gründen, die sich leicht errathen lassen, unerwähnt. Die übrigen Damen des Hofes schwiegen aus vielfältigen Ursachen, und würden vielleicht alle schon aus bloßer Schadenfreude still geschwiegen haben: Denn das ist, bei solchen Gelegenheiten, an den

Höfen sehr gewöhnlich. Grundsätze ächter Tugend, die Amalgunden allein hätten aufrecht halten können, waren ihrem Herzen nicht eingeprägt worden; sie hatte ja nur gelernt, den Sinnen Anderer durch ihre schöne Gestalt und durch ihre Zauberkünste zu schmeicheln; und es war daher kein Wunder, daß ihr auch immer nur durch Schmeichelei vergolten wurde, und daß fast ein jeder glaubte, sie für diese lose Münze kaufen zu können. Daß auch der Herzog Johannes das glaubte, argwohnten die Horcher leicht; und so entstand denn bald die allgemeine Sage, daß er sie wirklich für dieses Spottgeld im geheim erkauft habe. Man murrte öffentlich darüber, daß Johann der Dirne wegen seinen guten Leumund verdürbe, und auf keine rechtmäßige Vermählung bedacht sey; man schalt seine Mutter eine Hehlerin geheimer Sünden, fürchtete den Zorn des Himmels, und bedauerte den armen Siegismund, dessen fromme Ermahnungen so selten gehört wurden. Das alles kam denn ganz natürlich auch zu

Helenens Ohren, und begann ihren stolzen Sinn gewaltig zu demüthigen, zumal da sie sich schon anfänglich in ihren hohen Erwartungen betrogen sahe, indem man bei weitem aus Amalgunden die wichtige Person nicht gemacht hatte, zu der sie ihrer sonderbaren Meinung nach hätte gemacht werden sollen, und da man überdies sich um die Mutter des schönen Mädchens auch nicht im geringsten zu bekümmern schien. Nun sollte sie, auf die sie so viel gebaut hatte, gleich jedem andern leichtsinnigen Hof-Fräulein, ohne Bedeutung, sinken, und die stolze Mutter tief mit sich hinabziehen, ohne sie auch nur im geringsten zuvor erhoben zu haben. Das war mehr, als sie zu ertragen Muth genug hatte.

Bei Hofe begannen die fröhlichen Angesichter auch allgemach sich zu trüben: Denn Amalgunden quälte die Reue, sich nicht für den höchsten Preis gegeben zu haben, die Schaam, sich fast von jedem rechtlichen Manne entweder mit Verachtung oder mit Bedauern angeschaut zu sehen, das demüthigende Gefühl, sich

zwar vom Herzoge geliebt, aber im Grunde doch sonder Achtung, mithin nicht wahrhaft geliebt zu sehen. Anna trug Scheu vor ihrem so frommen und tadellosen Siegismund, so wie vor jedem braven Staatsdiener, dessen ernste Miene ihr etwa vorzuwerfen schien: Daß sie an den Verirrungen ihres übrigens so guten Sohnes nicht ganz unschuldig sey; und Herzog Johannes selbst, der die Achtung und Liebe seines Bruders nicht gern verscherzte, die Mutter nicht gern gekränkt, sein Volk nicht gern unzufrieden mit seinem Lebenswandel sahe, wünschte sehnlich, wieder auf die bessere Bahn zurück zu kehren, auf welcher er ehedem eine so allgemeine und ungeheuchelte Verehrung gewann; allein er fühlte sich zu sehr durch die Reize der verführerischen Dirne gefesselt, und sein Herz war zu gut, zu dankbar, als daß er sie hätte ohne alle Umstände verstoßen und ihrem Schicksal kaltblütig überlassen können; und doch war Trennung, und zwar baldige Trennung so unumgänglich nöthig,

wenn alles wieder in sein voriges, ruhiges Geleis zurückgebracht werden sollte.

So traurig und verworren standen die Sachen, als Graf Leupold sein bisheriges Stillschweigen brach, und jeden betrübten Theilhaber derselben wieder zu beruhigen, und sich auf eine höchst geschickte Weise einen allgemeinen Dank zu verdienen beschloß.

„Ihr seid nicht mehr, wie sonst, gestrenger Herr", sprach er zum Herzog; „das lichte Flämmlein eures guten Muths, das allen euren Freunden sonst so gütlich that, ist gar gewaltig gesunken, und es scheint fast, als ob an eurem Hofe der Freude ein allgemeines Grablied gesungen werden sollte. Ist denn das wirklich euer ernster Wille so?" — Wie könnt' er das seyn? Erwiederte Johannes; habe ich sie doch vor dem wohl überall geweckt und genährt, so viel ich vermocht; allein jetzt, Leupold, jetzt vermag ich sie freilich nicht mehr zu wecken, denn du weißt ja wohl, in welche verzweifelte Netze ich mich verstrickt

habe. Ich tändelte anfänglich mit diesen Netzen, wie mit so manchen andern, und ahndete nicht, daß ich einst so gar gewaltig in ihnen geängstigt werden sollte. — „Nun, so zerreißt sie doch", sagte Leupold, lächelnd. „Es wäre ja Schande, wenn ein Fürst in solchen Netzen den Muth verlöre. Oder, wenn euch das nicht belieben sollte, so lüftet sie doch wenigstens. Mich dünkt, das sey so schwer doch nicht." — Wie meinst Du das? fragte Johannes. — „Ich denke", fuhr der schlaue Günstling fort, „wenn ihr das Fräulein von Rosenheim so ernstlich lieb gewonnen habt, daß es euch unmöglich dünkt, euch von ihr zu scheiden, was doch in so vieler Hinsicht nöthig seyn will, so dürftet ihr ja nur einen euerer Freunde mit ihrer Hand beglücken, der sie dann gegen jede Verläumdung schützen und alles ausgleichen könnte, was uneben scheint; meint ihr nicht, gestrenger Herr? Mit einem Manne, denk' ich, der stets um euch bliebe, seine Gattin mit Anstand bei sich behielte, und übrigens klug und euch von ganzem

Herzen zugethan wäre, und was ich denn so nach weiter denke; versteht ihr mich, gestrenger Herr"?— Vollkommen, erwiederte der Herzog; allein darf ich denn an meinem Hofe einen solchen Mann, und einen solchen Freund vermuthen? — „Einen solchen Freund gewiß, versetzte Leupold, und dieser wird aus Liebe zu euch auch den erforderlichen Mann schon machen." — Leupold, sagte Johannes, du bist noch unbeweibt; wenn du mir dieser Freund seyn wolltest, ich würde es dir bis an mein Ende lohnen. — „Ich habe es so beschlossen, erwiederte der Graf, und gebe euch meinen Handschlag drauf; wenn es dem Fräulein nicht etwa zuwider ist, versteht sich. Ich werde das zu ergründen suchen, und ganz so thun, als ob ich mich aus heisser Liebe um ihre Hand bewürbe. Es ist so besser für euch, Herr Herzog"; sagte der schlaue Wicht, und brachte bald darauf seine Rede bei dem betrübten Fräulein also an:

„Da laßt' ihr nun die schönen Frühlingsrosen

auf euren holden Wangen so rasch verwelken, reitzendes Fräulein, und achtet es nicht, welche Trauer ihr dadurch rund um euch her verbreitet; das sollte nicht so seyn!" — Das sollt' es freilich nicht, erwiederte Amalgunde; allein es ist zu spät, es zu verhüten. Doch, trauern, Herr Graf, trauern wird niemand um mich, das weiß ich: Denn ich habe die Menschen nun ohne Schleier betrachten lernen.

„Und das hättet ihr so rasch gelernt, schönes Fräulein? O glaubt das nicht! Habt ihr vielleicht zuvor geirrt, so irrt ihr auch noch jetzt; nur auf eine andere Weise. Ihr kennt ja die Menschen nicht einmal, die um euch tief bekümmert sind. Habt ihr es wohl jemals der Mühe werth geachtet, euer Auge auf den Grafen Leupold von Fürstenstein zu wenden, so mächtig er auch immer durch euere Reize gefesselt war, und so freudig er auch euere Farbe getragen und euch sein Herz, wie alle seine Besitzungen zu Füßen gelegt haben würde? Dieser Fürstenstein sieht euch höchst ungern in so tiefen

Harm versunken, schöne Amalgunde, und wünscht von ganzer Seele, euch der Freude wieder zu geben. Soll ihm das nicht gelingen"? — Ich hörte diese Sprache noch nie von euch, sagte Amalgunde, und jetzt, eben jetzt erhobt ihr sie? — „Durft' ich es denn zu einer Zeit wagen, als ihr euer Herz noch mit höheren Wünschen nährtet"? fuhr Leupold fort. „Sie zerstreuen sich nun, diese zu kühnen Wünsche; ihr sehet ein, daß selbst ein Fürst nicht alles kann, was er wohl möchte, und denkt vielleicht schon daran, wie ihr einst beschämt in euere vormalige Wohnung zurückkehren werdet. Daß ihr das nicht ohne Kränkung zu denken vermögt, begreife ich leicht, und fühle es tief mit euch, was ihr empfindet. Aber so ihr wollet, Fräulein, so soll euch dieses gefürchtete Loos nimmer treffen." O wenn ihr das verhüten könntet, Herr Graf, ich würde es euch ewig danken! rief Amalgunde. „Ich kann es allerdings", sagte der Graf, „aber nur alsdann, wenn ich euere Farbe trage, und euch dem ganzen Hofe

als Gräfin von Fürstenstein vorstellen darf. Seyd ihr das zufrieden, Fräulein, so steigt ihr sofort in der allgemeinen Achtung wieder hoch empor, euere Verläumder müßen verstummen, und alle Damen des Hofes werden euch doppelt beneiden, weil ihr sie fast alle im Range überflügelt, und weil der Herzog euch alsdann seine ausgezeichnete Huld auch noch fernerhin beweisen darf." — Das Fräulein schwieg eine Weile, sann dem Vorschlage reiflich nach, und verwies den Werber sodann an ihre Mutter, von deren Entscheidung alles abhangen solle. Diese war denn auch sehr bald gewonnen; denn eine Gräfin von Fürstenstein war, wenn nun einmal keine höheren Wünsche erfüllt werden sollten, angesehn und reich genug, sie aus ihrer Dunkelheit völlig wieder ans Licht zu ziehen; und da der Graf ihr das auch feierlich gelobte, so wurde der Verein in kurzer Zeit geschlossen, und zur Bewunderung der ganzen Residenz bekannt gemacht. Man war von allen Seiten höchlich erfreut darüber, und selbst

der Herzog Siegismund, der dadurch ein großes Uebel beseitigt zu sehen glaubte, konnte diesmal dem Grafen seinen Beifall nicht versagen. Aber am allerfröhlichsten war Helene über dieses glückliche Ereigniß; denn sie sahe nun doch einen sehr großen Theil ihrer Hoffnungen erfüllt, und glaubte eben deshalb wieder so fest, wie sie es vormals geglaubt, daß sie klug genug gewesen sey, ihre Tochter auf den sichersten Weg zum Glück zu führen, und das um so mehr, da sie am Trauungstage auch noch die Freude hatte, Amalgunden durch die Gnade des Herzogs mit einer goldenen Halskette, die mit seinem Namenszuge verziert war, und ihren Sydam mit dem sammtnen Kanzlergewande beehrt zu sehen, weswegen sie denn auch von der ganzen festlichen Gesellschaft als Mutter des so beglückten Brautpaars selig gepriesen wurde.

Aber war denn Helene auch wirklich so gar selig zu preisen? fragte der Schloßhauptmann seine Töchter, und war das Loos, das Amalgunden nun zu

Theil geworden, in der That beneidenswerth? Ich glaube es nicht; und ihr, meine Kinder, werdet es wohl eben so wenig glauben. Ihr seyd ja längst darüber belehrt, daß wahrhaftes Glück nur in einem reinen Herzen wohnt, nur aus einem weisen, tugendhaften Wandel quillt, und nur durch eine Liebe, wie sie Engel zu üben pflegen, seinen höchsten Grad erhält; und war denn alles das bei Amalgunden wohl zu finden? War denn ihr Herz noch rein von aller Schuld und von allen thörigten Wünschen, die so gern in sträfliche Thaten übergehen? War sie denn bekannt mit jenem hohen Adel der Seele, der für's ganze Leben beseligt, und nach dem daher auch alle bessern weiblichen Wesen mit einem so unwandelbaren Eifer streben? Hatte sie jemals erfahren, was ächte Liebe sey, und durfte sie hoffen, es jetzt in ihrem ehelichen Bunde zu erfahren? War dieser Bund nicht mit einem Manne geschlossen, von dem die Welt noch die ersten Züge einer redlichen Denkart zu erwarten hatte? Mit einem Manne, der sich

in ewigen Gleißnereien übte, für jeden Klang des Goldes feil war, und der fast immer nur für bloßes Scheinverdienst besoldet wurde? Und wandelte dieser Mann nicht, wie alle Günstlinge seiner Art, auf einer höchst gefährlichen Eisbahn, auf welcher sein Fall fast mit jedem Augenblicke zu befürchten stand? Wußte es Amalgunde etwa nicht, daß seine angebliche Neigung für sie nur erkünstelt, nur ein wohlberechnetes Werk der Schlauheit war? Was konnte, was mußte sie daher an seiner Seite erwarten, so bald sein Glückstern etwa plötzlich untergieng? Aber alle diese Dinge wurden von ihren Neidern, die, wie immer, nur das Aussenwesen im Auge hatten, nicht erwogen, so wie es auch im ersten Taumel bei ihr selbst nicht reiflich in Betrachtung kam. Man reisete bald nach der vollzogenen Verbindung in der gräflichen Herrschaft umher, verweilte in seinen anmuthig gelegnen Burgen, ergötzte sich an den köstlichen Schätzen, die zum Theil in ihren Mauern verwahrt wurden, und vergaß darüber fast alles,

was die Seele sonst wohl zu ihrer Beruhigung zu wünschen pflegt.

Schon glaubte man in der Residenz, Graf Leupold werde sich nun mit dem, was er bisher durch tausendfältige List und Ränke erschlichen und erschmeichelt hatte, begnügen, und es mit der schönen Amalgunde fröhlich in seiner Herrschaft genießen; der Herzog werde von seiner unlautern Neigung zu dem ehemaligen Fräulein von Rosenheim völlig geheilt und nun um so leichter für eine feste, geheiligte Verbindung mit einer tugendsamen Hausfrau gewonnen werden, und das Land werde durch ihn eine künftige wackere Landesmutter und durch dieselbe erfreuliche Sprößlinge des fürstlichen Stuhls erhalten, worüber denn fast überall ein lautes Jubiliren gehört wurde; allein das alles war nicht so: Johannes fand nach der Abreise der nunmehrigen Gräfin von Fürstenstein keine Ruhe in seinem Schloß, und gebehrdete sich gerade wie ein Mann, dem man alles geraubt hat, was seinem Herzen werth gewesen

ist. Mit Unmuth setzte er sich zur Tafel, trübsinnig erschien er in den Versammlungen des Hofes, verdrossen ging er an seine Regimentsgeschäfte, und wehmüthig warf er sich, wenn ihm der Tag nun freudenlos verstrichen war, auf sein einsames Lager, wo ihn kein Schlaf erquickte. Man hofte anfänglich seine Genesung von dieser unrühmlichen Trauer von der sonst alles heilenden Zeit, allein man hofte vergebens; seine Wunde war zu tief geschlagen, seine Neigung für die schöne Buhlerin wirklich eine ernste Sache seines Herzens geworden; darum ward es ihm so schwer, ja fast unmöglich, ihren Verlust mit ruhigem Gemüth zu tragen. Das hatte Graf Leupold nur zu gut gewußt, und auf diese beharrliche Denkart des Herzogs noch viel für seine Zukunft gebaut. Man bedauerte den allzu sehr bestrickten Johannes allgemein, fluchte Amalgunden fast über die Gebühr, und suchte ihn auf allerlei künstliche Weise aufzuhalten, als derselbe sich zu einer Lustreise bereitete, auf welcher ihn nur einige seiner

trautesten Diener begleiten sollten: Denn wohin diese Reise, deren Ziel verschwiegen wurde, gerichtet seyn konnte, das war ja leicht zu errathen. Allein alle deshalb angewandten Versuche fruchteten nichts: Er bestieg sein Roß, und ward mit Flügelschnelle in das Schloß des Grafen getragen, wo er mit Erstaunen und mit unbegrenzter Freude empfangen wurde. „Ich habe meine Jagd einmal bis in euer Gebiet verfolgt", sprach er beim Eintritt zum Grafen, „ihr seyd doch nicht darob erzürnt"? Gestrenger Herr, erwiederte Leupold, durch euere huldvolle Erscheinung geht meinem Hause die schönste Sonne auf, die den glücklichsten Tag meines Lebens verkündet; wie kann, wie soll ich dafür danken? Gebietet über alles, was ich habe, ich lege es mit Freuden euch zu Füßen. Amalgunde sagte durch ihre freudetrunkenen Blicke fast dasselbe, und der Herzog verlor sich im entzückenden Anschaun ihres üppigen, ihm wieder mit neuen Reizen erscheinenden Bildes. Graf Leupold war klug, Amalgunde

zuvorkommend, Johannes dreist, und so wurde denn in wenigen Stunden das vorige Verhältniß wieder hergestellt, gerade als ob dasselbe durch keinen priesterlichen Seegen verändert und erschwert worden wäre. Und zog sich ja etwa eine leichte Wolke auf Leupolds Stirne zusammen, so wußte sie der Herzog urplötzlich durch ein neues Geschenk oder eine neue Standeserhöhung wieder zu zerstreuen; denn Mittel dieser Art thaten bei dem nimmersatten Grafen gemeiniglich Wunder. So kam es denn, daß bei diesem Besuch sein Gebiet, von welchem Johannes den Grundriß an der Wand hangen sahe, um ein gutes Theil erweitert, und seine Brust mit dem Gnadenkreuz des Herzogs geschmückt wurde, nach dem er sich schon längst gesehnt.

Amalgunde ahndete nicht, daß sie ein bloßes Werkzeug fremder Leidenschaften sey, und auf der einen Seite unsittlichen Gelüsten, auf der andern aber dem Ehrgeiz und eitel bösen Ränken diene; und doch war sie in der That nichts anders, ja sie

war sogar, trotz alles äussern Glanzes, in ihrem Werthe noch weit tiefer, denn zuvor gesunken. Freilich konnte sie das selbst nicht fühlen, denn in ihrem Herzen war ja der Sinn für wahre Ehre schon längst erloschen. Fröhlich, wie ein überreich beschenktes Kind, hüpfte sie in ihrer stattlich geschmückten Burg umher, und berauschte sich mit jedem Tage mehr in dem Gedanken, sich als Gräfin von Fürstenstein so weit über die meisten ihrer Nebenbuhlerinnen empor gehoben zu wissen, und sich noch überdies als die vorgezogene Geliebte eines Herzogs verehrt zu sehen: Denn sie glaubte wenigstens, die stummen Verbeugungen mehrerer kriechenden Höflinge, die dem Herzog immer wie seine Schatten folgten, so nennen zu dürfen; aber meine Töchter wissen wohl ohne meine Erinnerung schon, daß sie auf keine wahre Verehrung rechnen durfte. Glücklich, wie sie, fühlte sich auch ihre nun täglich übermüthiger werdende Mutter, obgleich der Herzog, so wie ihr Eidam, sie fast gar nicht achteten, war

Graf Leupold immer mit der fürstlichen Gnade, und mit dem, was er alles noch von derselben zu hoffen haben würde, beschäftigt; für seine Gattin empfand er im Grunde nichts, und alle seine Aeusserungen der Werthschätzung und Liebe waren gegen dieselbe nur erkünstelt. Das glaubte aber Johannes nicht. Er hielt dafür, daß dieser Mann aus wahrem Edelsinn zu vergüten trachte, was Amalgunde um seinetwillen vor der Welt verlohren hatte, und diesen Edelsinn glaubte er nicht fürstlich genug belohnen zu können.

„Ich erwarte euch nun bald wieder in München", sagte er vor seiner Abreise; „denn ich muß euch, als meinen nunmehrigen Kanzler, nothwendig zur Seite haben. Auch will ich, daß euch männiglich als meinen Freund betrachte, und der Gräfin von Fürstenstein mit ausgezeichneter Ehrerbietung begegne. Man soll es wissen, in welchem hohen Grade ich sie schätze, und jedermann soll Zeuge meiner Gesinnungen gegen euch seyn. Lasset also nicht zu lange auf euch warten, und vergeltet Freundschaft mit Freund-

schaft, ehe es vielleicht der blinde Zufall, der sich auf Erden in alles mischt, unmöglich macht." — Daß dieser gnädige Wille sehr genau befolgt wurde, versteht sich schon von selbst; und in der That war der Herzog kaum wieder in München angekommen, als ihm Graf Leupold mit seiner Gemahlin schon auf dem Fuße folgte.

Johannes fand aber bei seiner Zurückkunft fast alle Gemüther gegen sich erkaltet, und glaubte beinahe auf jedem Gesicht zu lesen, wie unzufrieden man mit seiner Reise, und wie weit unzufriedener noch mit seiner fast grenzenlosen Begnadigung des Grafen sey; allein er ließ sich keinesweges dadurch irren, sondern blieb seinem gegebenen Worte treu, und stellte ihn in seinem Regiment dicht neben seinen herzoglichen Stuhl, weil er unwidersprechlich glaubte, diesem Manne einen solchen Dank wohl schuldig zu seyn.

„Der Graf ist gut", gab er seinem Bruder, der ihm deshalb sehr nachdrückliche Vorstellungen machte, zur Antwort, der Graf ist gut! Niemand weiß das

besser als ich: Denn ich habe ihn auf der Probe gesehen. Er weiß, wenn jedermann an meinem Hofe blos tadelt, und höchstens schweigt, sehr weisen Rath zu geben; und wenn es die Ruhe seines Fürsten gilt, so bringt er ihm freudig Gut und Blut, und was er im Leben hat, zum Opfer. Ist noch ein zweiter Mann, wie er, an meinem Hofe, so nenne man ihn mir; ich will ihn ebenfalls wie meinen Leupold achten. Er ist mein Kanzler, daran geschiehet mein Wille, und ich hoffe, man werde ihn auf seinem Posten ungekränkt lassen." Armer Fürst! daß sich dein gutes Herz so sehr verirrte. Der gute Siegmund schwieg, und mit ihm schwiegen mehrere Edle, wie sie schon oft geschwiegen hatten, um eine bessere Wendung der Dinge von der Zeit zu erwarten.

Graf Leupold stieg zu seiner Würde, wie es ihm versprochen worden war, empor, erhielt seine Wohnung im herzoglichen Schlosse, speisete an der fürstlichen Tafel, nahm an allen Festen des Hofes Theil, betrieb im Namen des Herzogs oft die

allerwichtigsten Geschäfte, wurde dafür nicht selten vor der ganzen Versammlung der Staatsdiener von seinem Herrn als Freund gelobt, und fiel in der Achtung jedes Biedermannes in eben dem Maaße immer tiefer herab, in welchem er sich mit jedem Tage mehr und übermüthig brüstete. Bald wußt' er seinem Dünkel keine Schranken mehr zu setzen. Er hielt sich über männiglich erhoben, und ließ diese tolle Meinung auch jedermann ohne Unterschied empfinden. Er gebot, wo er rathen, befahl, wo er vorschlagen sollte, drückte und preßte dabei heimlich, wo nur irgend im Lande etwas mit einigem Schein des Rechts zu erpressen war, und wußte denn das alles bei seinem zu gnädigen Herzog mit vieler Kunst zu beschönigen. Wie er, wurde auch Amalgunde vom Fürsten über alle Gebühr geschätzt. Sie saß ihm an der Tafel zur Seite, wurde bei öffentlichen Festen allen übrigen Damen vorgezogen, sahe den Herzog oft dabei ihre Farben tragen, durfte ohne alle Meldung in die herzoglichen Zimmer treten, sich

mit seinem Bilde schmücken, und wer sie nicht genauer kannte, mußte sie dem Scheine nach für die Fürstin des Landes halten. Sie gebehrdete sich auch in der That nicht anders; und unweise, wie sie es in hohem Grade war, dachte sie im Taumel ihrer berauschten Sinne nicht daran, daß diese ihr so fröhlich dahin schwindenden Tage doch einst würden enden können, enden müßen. Stolz blickte sie auf alles, was sie umgab, herab, und wußte den gutmüthigen Johannes nur zu bald dahin zu leiten, daß er fast alle Beweise seiner fürstlichen Gnade nur durch sie bewirken ließ, blos um den Triumph zu haben, täglich eine Menge bittender oder danksagender Personen tief vor sich gebückt zu sehen. So, im stolzen Genuß ihrer scheinbaren Hoheit, erscheint sie hier, auf diesem Bilde, vom Herzog selbst geführt, und von ihrem dünkelvollen Gatten begleitet, vor allem Volke lustwandelnd, auf dem Schloßplatz, wo einige hülfebedürfende Bürger sich demüthig vor ihr verneigen, und vom Kanzler mit kalten, ver-

ächtlichen Worten abgefertigt werden. Ich sahe diesen empörenden Auftritt selbst mit an, und noch blutet mir das Herz, wenn ich sein gedenke. Ein allgemeines Misfallen war in den Mienen der häufig versammelten Zuschauer lesbar; aber es äusserte sich weit mehr noch gegen die kriechenden Schmeichler, welche die Gewährung ihrer Wünsche auf so falschem Wege suchten, als gegen die beiden übermüthigen Günstlinge, die sich in ihr Glück so wenig zu schicken wußten. Am meisten ergrimmte Herzog Siegismund über die gebückten Schmeichler, die der Ehrfurcht vor ihren Herzog so ganz vergaßen, und sich vor Menschen schmiegten, die sie weit billiger hätten verachten sollen. „Wie mag der deutsche Bürgersinn forthin bestehen, wenn Männer, die an deutscher Brust gesogen, sich also vergessen können"; sprach er. „Seht, wie sie sich da, gleich den Würmern, vor einem Menschen krümmen, der traun! das Anschaun kaum verdient. So sollt's nicht seyn, fürwahr! so sollt' es nicht." Sein Arzt,

der brave Woldemar, suchte ihn aber bald wieder zu besänftigen, indem er sagte: Laßt sie doch, Herr Herzog, laßt sie doch! Es sind vielleicht Siechlinge, denen es an Kraft gebricht. Sie empfangen ohne dies die Strafe ihrer Thorheit, wie ihr seht, gleich auf der Stelle; denn sie werden ja mit einer Bitterkeit abgewiesen, die sie von keinem wackern Manne, und am wenigsten von ihrem Herzoge zu befahren gehabt haben würden. Sie werden mit Ruthen gezüchtigt, die sie selbst gebunden; gebt Acht, andere werden sich ein warnendes Exempel daran nehmen.

Vorfälle dieser Art ereigneten sich noch oft, und mit jedem wurde das Murren des Volks über den Kanzler lauter, und die Verachtung aller Gutgesinnten gegen Amalgunden immer sichtbarer; aber sie kümmerte sich wenig darum. Schwamm sie doch täglich in einem Meere von Vergnügen, hielt sie doch das freundliche Lächeln des Herzogs für alles, was ihr etwa unangenehmes zu Ohren kam, schadlos, und gab es doch immer noch niedriges Gesindel

genug am Hofe, dessen Schmeicheleien kein Ende nahmen, und durch welches sie in einem ewigen Taumel erhalten wurde. Was ihre Schande noch vermehrte, war der Undank, den sie gegen die Herzogin Anna bewies, die nun um ihretwillen so vielfältig leiden mußte, und die Geringschätzung, mit welcher sie ihrer eigenen Mutter begegnete, die sich zuweilen, einen schlimmen Ausgang ahndend, einige Warnungen erlaubt, und dadurch Leupolds Zorn gar mächtig gereizt hatte. Amalgunde vergaß, daß ihr Helene alles aufgeopfert, daß sie von ihrer Erhebung allein ein frohes Alter gehofft, und daß sie ihr diese Hoffnung jetzt zu erfüllen schuldig war; sie vergaß das alles, zog sich nach und nach ganz von ihr zurück, und gab die betagte Mutter unbesorgt ihrem Schicksal preis. Ihr werdet das grausam nennen, sagte Vater Pappenheim; aber seht, meine Töchter, so wird der eitle, dünkelvolle Mensch gewöhnlich, wenn er sich im Schooße des irdischen Glückes wiegt. Sein Herz verhärtet sich, sein Ge-

fühl erstirbt, und kaltsinnig tritt er dann sogar die heiligsten Pflichten mit Füßen. Man darf sich nicht darüber wundern, daß der Herzog Johannes diese schlimmen Gemüthseigenschaften an der Gräfin von Fürstenstein nicht rügte: Denn ob er gleich, wie ich schon oft erwähnt habe, ein Mann von äusserst gutem Herzen war, der sich nicht leicht mit tadelhaften Gesinnungen zu befreunden pflegte; so war er doch auch viel zu schwach, als daß er sich in den buhlerischen Fesseln dieses Weibes hätte ermannen, und ihre Gebrechen mit Nachdruck hätte tadeln können. Das machte sie denn freilich nur mit jedem Tage schlimmer.

Indessen schwand ihr, die Zeit in ewigen Festen und Vergnügungen vorüber, und zwei Jahre, welche sie in diesem ununterbrochenen Freudentaumel verlebte, waren wie ein Traum dahin, ohne daß sie sich auch nur im geringsten über dieses schnelle Schwinden betrübte; denn, glaubte sie doch diesen süßen Traum in ihrem Leben noch recht oft zu träumen; stand sie doch erst in ihrer schönsten Blüthe, und war doch

Johannes, der sie auf dem Gipfel ihres Glücks erhalten sollte, noch in seinem beßten Alter; warum hätte sie also den raschen Flug der Zeit schon jetzt bedauern sollen? Und doch hatte sie allerdings Ursach, ihn zu bedauern: Denn er hatte den Genuß ihres scheinbaren Glücks nur zu sehr beflügelt, das Ziel desselben rasch herbeigefördert, und nur zu bald sollte sie dieses Ziel mit Schrecken erblicken.

Ermüdet von den gewöhnlichen fröhlichen Genüssen des Tages, war sie eines Abends auf ihre seidenen Ruhekissen gesunken, und eben sanft entschlummert, als sie plötzlich durch das laute Klaggeschrei: Der Herzog sey verschieden, aufgeschreckt und fast auf der Stelle entseelt wurde. Nur vor wenigen Stunden hatte sie ihm noch den Schlaftrunk selbst kredenzt, den er bei völligem Wohlseyn zu sich genommen, und nun sollte er todt seyn, unerweckbar todt? Das schien ihr unbegreiflich. Und doch war es leider! so. Ein plötzlicher Schlag hatte ihn getroffen, und die noch so hell lodernde Flamme seines

Lebens rasch ausgelöscht. Mit Flügelschnelle eilte sie in sein Zimmer, um sich vom Ungrunde dieses traurigen Gerüchts zu überzeugen; allein es blieb nur allzu wahr. Der Herzog lag erblaßt vor ihren Augen, und mit ihm sahe sie auch zugleich das ganze stolze Gebäude ihres Glücks in Trümmern zusammen gesunken. Kaum wußte sie sich vor Schrecken über diesen ihr unersetzlichen Verlust zu fassen, bis sie nach und nach in lauten Jammer überging, auf den aber niemand mehr zu achten schien: Denn ihre bisherigen Schmeichler waren auf einmal wie durch einen Bliß verstummt, und jedermann eilte bei ihrem Gewimmer und ihren Fragen so kalt vorüber, als ob sie gar keines Trostworts mehr werth gewesen sey; und eben so erging es auch ihrem Gemahl, dem Kanzler. Furchtbare Ahndungen dessen, was nun mit ihr geschehen könne, mischten sich in ihre Trauer, und Schlag auf Schlag giengen diese Ahndungen auch in Erfüllung. Man gestattete ihr, gemessenen Befehlen zufolge, nicht mehr, die

Leiche des Herzogs zu sehen und zu berühren, verwies sie einstweilen in ihre Zimmer, und gebot ihr, die hohen Leidtragenden nicht durch ihren Anblick zu ärgern, weil keiner derselben sie zu sehen, noch ein Wort aus ihrem Munde zu hören wünsche. Durch diese Befehle höchst gewaltsam erschüttert stieg ihr Schmerz mit jeder Minute höher, und überwältigte sie vollends ganz, als sie Trost bei ihrem Gatten suchte, und mußte auch von ihm nichts weiter als kaltsinnige Zurückweisung erfahren. Er war zu klug, als daß er nicht hätte voraussehen sollen, was er von dem nunmehrigen strengen Regenten Siegismund zu gewarten haben werde, und suchte daher mit aller nur ersinnlichen Klugheit dem drohenden Gewitter auszuweichen. Schon hatte er wiederholt gewagt, dem neuen Gebieter, wie jeder andere Diener des Hofes, sein Beileid über den erlittenen schmerzlichen Verlust zu bezeigen, und bei dieser Gelegenheit ihm an den Tag zu legen, wie tief er selbst durch diesen herben Schlag des Ge-

schicks getroffen sey; allein weder er noch Amalgunde waren vorgelassen worden, und beide mußten daher die Gelegenheit erst in der Schloßkapelle wahrnehmen, wo der theuere Leichnam bis zur Versenkung aufgestellt wurde, und jedermann vergönnt war, sich demselben noch einmal zu nahen. Hier, in Gegenwart mehrerer Hof- und Ordensleute, die den erblaßten Johannes mit unverstelltem Schmerz betrauerten, wagte Leupold seine Rede an den frommen Siegismund, und hoffte mit ziemlicher Zuversicht, denselben durch seine Zungenkünste zu gewinnen, indem er die gränzenlose Güte seines verstorbenen Wohlthäters mit bethränten Augen pries, und die Fortdauer seines Glücks nun von der eben so großen Gnade seines jetzigen erlauchten Gebieters zu erflehen suchte, wobei sich Amalgunde denn fassungslos auf den Altar gestützt hielt, um in ihrem tiefen Kummer nicht dahin zu sinken. Aber Siegmund war zu fromm, und kannte den Grafen viel zu gut, als daß er sich durch seine Gleißnerei hätte betrügen

lassen sollen; er wandte sich zornig von ihm weg, und hieß ihn mit einem durchdringenden Blicke der Verachtung schweigen. Kaum wagte es darauf der Sünder, dreist empor zu schauen; denn überall, wohin sein Auge traf, sahe er Fluch und Verwünschung über sich in den Mienen der Umstehenden geschrieben, und nur zu deutlich hörte man hier und da in dem unzufriedenen und schmähenden Gemurmel des Volks den Namen seines Weibes nennen, das den edlen Johannes durch ihre Zauberkünste schändlich gefesselt gehalten, und seinen Unterthanen das Herz des beßten Fürsten entzogen habe, weswegen sie jedermann, und der gerechte, biedersinnige Herzog Siegismund vorzüglich verabscheuen müße und werde. Leupolds Ohren entgiengen diese Reden nicht, und wie gebrandmarkt schlich er sich durch die gedrängten Haufen hindurch, um daheim über neuen schwarzen Anschlägen zu seiner Sicherheit zu brüten; und zermalmt, und unter dem Gefühl der Schande fast erliegend, schlich sich seine Gattin nach. Wie

sehr dieselbe vom Herzog Siegismund verabscheut wurde, war ihm nur zu gut bekannt, und eben so bekannt war es ihm auch, daß dieser Abscheu sich nimmer in irgend eine Art von Huld verwandeln werde. Wäre er jetzt nicht so dicht mit ihr verbunden gewesen, so hätte er vielleicht für seine Zukunft nicht so viel gefürchtet; aber jetzt, als Gatte dieser allgemein gehaßten Buhlerin, glaubte er unaufhaltsam mit ihr in den Abgrund hinabgezogen zu werden, ohne zu bedenken, wie sehr er diesem Abgrunde schon durch seine eigenen Thaten zugeeilt sey. — Wie, wenn auch ich mich nun durch dieses Weib betrogen stellte? dacht' er bei sich selbst; wie, wenn ich sie zertrümmerte, die entehrende Bande, die ich bloß aus tiefer Unterwürfigkeit und Liebe für meinen Herzog getragen zu haben scheinen könnte? Würde mich das nicht vielleicht mit der strengen Denkart Siegismunds versöhnen? Würde mich nicht vielleicht die Welt — vielleicht er selbst bedauern, und was ich an der Seite dieses Weibes erduldet, großmüthig

mir zu vergüten trachten? Was soll sie mir denn auch? Hab' ich sie je geliebt, je wahrhaft lieben können? Hinweg also, hinweg auf immer, aus meinen Augen und von meiner Seite. —

Noch stand er in diesen heimlichen Beschlüssen da, als ein Kämmerling des Herzogs zu ihm trat, ihn seiner Kanzlerwürde entsetzte, und das bisher höchst unverdient getragene Ordenskreuz von ihm zurück begehrte. — „Mein erlauchter Herr läßt euch noch überdies bedeuten", fügte er hinzu, daß ihr binnen dreien Tagen Rechnung von der geheimen Verwaltung der im Lande erpreßten Besteuerungen abzulegen, und sodann eure weiteren Bescheide von Rechts wegen zu erwarten habt. Wonach ihr euch zu achten.— Wie vom Donner erschüttert stand der elende Wicht nun da, löste mit tiefer Beschämung das Kreuz von seinem Halse, und brach, als ihn der Schreckensbote wieder verlassen hatte, in seiner wahren Gestalt, die er so lange künstlich verborgen gehalten hatte, als wütender Satan gegen seine unglückliche

Gattin hervor, indem er sie unter lauten Flüchen die einzige Ursach seines Falles, seiner Schande, und seines ganzen Unglücks schalt. Die Zähne knirschend schrieb er ihr sofort den Scheidebrief; in schäumender Wuth zertrümmerte er ihre vom Herzog erhaltenen, für ihn so werthlosen Geschenke, warf ihr den Trauring zu Füßen, und wies sie mit zornsprühenden Augen von sich. „Gehe nun hin", rief er, „und buhle deinen Gott wieder aus dem Grabe herauf, daß er dich schütze, dich in seinen Armen wiege, und dich von neuem die ganze Welt vergessen lasse! Ich fluche der Stunde, in der ich dir meinen Namen lieh, und werde ihr ewig fluchen." — Sinnlos sank die Unglückliche in ihren Sessel zurück, und keine menschliche Stimme tröstete sie in ihrem namenlosen Elend. Herabgeschleudert vom Gipfel des Glücks in die tiefste Schande, sollte sie auch noch von ihrem eigenen Gatten verstoßen, und wie ein verächtlicher Wurm unter seine Füße getreten werden, ohne daß irgend ein Freund sie schützte,

ohne daß irgend ein wohlthätiger Engel sie vom völligen Verderben zu retten suchte! Das war zu viel für sie, das vermochte ihr allzu schwaches Wesen nicht zu tragen; und doch flehete sie auch den Engel des Todes vergebens um seinen Beistand an. Graf Leupold war unerbittlich. Sein schwarzer Dämon hatte ihm einmal eingegeben, daß er unerbittlich seyn müße; und so stieß er denn das fast zermalmte Weib, kaum mit einigen nothwendigen Bedürfnissen versehen, auf immer von sich. — Wo sollte sie nun eine Zuflucht finden auf der weiten Erde? Hatte sie denn irgend eine Seele gewonnen, an die sie sich anschmiegen, irgend ein Herz erworben, von dem sie hoffen durfte, daß es ihr herbes Schicksal willig mit ihr theilen werde? Sie kannte keins. Und niedergeschlagen, einem bejammernswerthen Bilde der Verzweiflung gleich, warf sie sich endlich zu den Füßen ihrer indeß zur Erkenntniß gekommenen Mutter nieder, die, von ihrer undankbaren Tochter verlassen, höchst kümmerliche Tage lebte,

und es oft mit bittern Thränen bereuete, dem Irrlicht falscher Größe so lange bedachtlos gefolgt zu seyn, den weisen Rath des braven Bernhards so schnöde verachtet, und sich selbst in unbeschreibliches Elend gestürzt zu haben, mit dem sich ihre Tage nun, wie es schien, beschließen sollten. Ihr Herz blutete, als sie die unglückliche Tochter so tief in Jammer versunken sahe; sie weinte aus Mitleid, weinte noch weit schmerzlicher in dem herzdurchdringenden Gefühl, diesen Jammer größtentheils verschuldet zu haben, und schloß die Verzweifelnde dann wehmuthsvoll in ihre Arme.

Theile nun noch die letzten Reste von dem was ich einst besaß, und wovon ich mich nicht genügen lassen wollte, mit mir; ich bin dir's ja aus mehr als einem Grunde schuldig. Dein Stab, auf den du dich bisher gelehnt, ist gebrochen; denn der Himmel wollte uns beweisen, daß er, trotz seines Glanzes, zu den allernichtigsten gehöre, die oft ein einziger Augenblick zerbricht. Ich bin seit einiger Zeit zu einem andern, weit sicherern zurückgekehrt, und hoffe,

er werde mich so leicht nicht sinken lassen. Arbeit, heißt er, mein Kind, und ihn will ich dir jetzt als die noch einzige Stütze, die dich halten kann, empfehlen. Amalgunde hörte die Worte der Mutter mit wahrhafter Rührung an, denn das Unglück hatte ihr Herz mürbe gemacht, und ließ sich willig von ihr an die einst oft verachtete, oft bloß zum Scherz gedrehte Spindel zurückführen, an welcher ihr sie hier auf diesem letzten Bilde sitzen sehet. Sie hat sich weinend an die Wand gelehnt, denn eben siehet sie noch die letzten Trümmern ihres vorigen Glücks für eine geringe Summe in die Hände eines Handelsjuden übergehen, und so den letzten Schatten von dem, was sie einst gewesen, vollends zerschwinden.

Herzog Siegismund ließ ihre Geschichte, vielleicht zur Warnung anderer schönen Dirnen, konterfeien, und lange hieng dieselbe in der Residenz zu München, bis sie endlich hier an diesen Wänden aufgehangen wurde.

IV.

Das Vaterherz.

Romantisches Gemälde des XV. Jahrhunderts.

Am stillen Weiher, der sich zum Klosterwalde hinüberdehnte, saß die schöne Littegard und harrete ihres Vaters, der von Schwabach zurückkehren sollte, wohin er von seinem gestrengen Herrn, dem Grafen Dietrich von Klingen, mit Aufträgen an Marggraf Albrecht gesandt worden war; denn Graf Dietrich pflegte in wichtigen Angelegenheiten immer nur ihn, seinen vieljährig erprobten, treuen Burgvoigt Kunzelin, zu senden, und Marggraf Albrecht sahe das auch gern, weil es dann immer nicht viel Schreibens bedurfte. Littegard hatte erst spät ihre Leinwand von der Bleiche aufgehoben, und sich ermüdet unter die Eiche gesetzt, die das schilfreiche Ufer des Weihers beschattete; dort konnte sie die Straße gemächlich überschauen, und der geliebte

Vater mußte da vorüber. Er blieb zwar länger, als sie vermuthet hatte, denn der Mond war bereits hoch am blauen Himmel emporgestiegen, als ihr sehnsuchtsvoller Blick ihn immer noch vergebens in der Ferne suchte; allein sie ward des Harrens doch nicht müde: Sollte ihr doch die Freude dafür werden, den guten Vater, der so weit aus gewesen war, zuerst zu begrüßen; und Mutter Hedwig hatte es ihr ja vorher gesagt, daß sie vielleicht lange werde warten müßen. Das Plätzchen unter der Eiche war ihr ohnedies sehr lieb: Sie hatte so manche frohe Stunde früher Kindheit daselbst genossen, und das Andenken an diese frohen Stunden erwachte jedesmal wieder in ihrer Seele, so oft sie es betrat. Hier hatte sie mit dem jungen Grafen Günther und seiner holden Schwester Agnes so oft in schwesterlicher Traulichkeit gespielt, blaue Userblümchen gepflückt, Kränze gewunden, den Frühling besungen, den freundlichen Abendstern begrüßt, die schauerlichen Mährchen ihrer guten Mutter angehört,

und selten sich durch den Gedanken betrübt, daß sich das einst alles ändern werde, so wie sichs nun schon längst geändert hatte.

Mutter Hedwig war in früheren Jahren die vertraute Zofe der Gräfin Adelheid gewesen, und als dieselbe das Zeitliche gesegnet, war sie die Pflegemutter der beiden unmündigen Sprößlinge des gräflichen Hauses geworden: Denn Graf Dietrich, der seine edle Hausfrau ungemein geliebt, hatte für sein ganzes Leben auf eine zweite Heirath Verzicht gethan, und seine Kinder gern, so wie es Adelheid gewünscht, der mütterlichen Sorge Hedwigs überlassen. So waren sie denn mit der Tochter des Burgvoigts fast ganz nach einerlei Grundsätzen erzogen und gebildet worden, bis die verschiedenen Bestimmungen derselben sie nachmals trennte, Fräulein Agnes oft bei ihren gräflichen Basen lebte, und Günther, um sich im Welt- und Ritterbrauch zu üben, oft Jahre lang an fürstlichen Hoflagern verweilte. Littegard blieb indessen immer

daheim, war vom frühen Morgen bis in die späte Nacht fleissig, ging ihrer guten Mutter überall ungerufen zur Hand, spann, webte, bleichte, und wurde dabei eine ungemein blühende und sittsame Dirne, die männiglich mit Freuden sahe, und mancher Junker mit kosenden Worten begrüßte, die ihm aber nichts halfen.

Wenn Fräulein Agnes zuweilen heimkehrte, dann war sie immer noch, wie vormals, gegen Littegard, wie gegen eine Schwester, gut und traulich, und so wie sie war es auch ihr Bruder Günther; nur mußte der schon, um der Schicklichkeit willen, weit mehr über sein Benehmen wachen, wenn er das jungfräuliche Gefühl der schönen Littegard nicht beleidigen wollte. Aber diesen Zwang duldete sein männliches Herz nicht lange. Littegard war ihm mit jedem Jahre theurer geworden, ihr schönes Bild hatte ihn überall begleitet, ihre Seelengüte ihm im Umgange mit andern weiblichen Wesen immer hell vor Augen geschwebt, und wenn er sie mit den

glänzenden Damen des Hofes verglich, so fühlte er für keine, was er für sie empfand, und das hatte er ihr beim letzten Abschiede durchaus nicht bergen können. Littegard hatte es stumm und geschämig angehört, und nicht gewußt, was sie darauf erwiedern sollte; aber Günther hatte ihre schöne Hand an seine Brust gedrückt, zum Himmel aufgeschaut, und biedermännisch ausgerufen: Gott erhalte dich gut, Littegard, und segne dann meine redlichen Wünsche! Das waren seine letzten Worte gewesen, und tief, sehr tief hatten sie sich ihrem Gedächtniß, oder vielmehr ihrem Herzen eingeprägt. Was konnten, was durften sie denn bedeuten, diese so feierlich ausgesprochenen Worte? Oft deutete sie dieselben zwar zu ihrer innigen Freude, denn Günther war ja das ewige Bild ihrer stillen und süßen Träume; aber öfterer noch dachte sie mit äusserst bangem Herzen an ihre Bedeutung, denn es war ihr immer so, als ob sie die Vorboten eines furchtbaren Gewitters seyn könnten, das sich vielleicht an ihrem

bisher so ungetrübten Himmel zusammenziehen sollte.

Sie hatte nicht lange unter der Eiche gesessen, als diese bangen Ahndungen von neuem wieder in ihr erwachten, und darüber nachsinnend blickte sie mit gesenktem Haupte auf die Spiegelfläche des stillen Weihers hin, die der Mond eben so hell beleuchtete, daß man die Schatten der zartesten Schilfblätter darauf gewahren konnte. Rund umher war alles so feierlich und still, und nur ein einzelner Schwan zog auf dem blauen Wasserspiegel langsam zum jenseitigen Ufer hinüber. Das ist ein schönes Bild des Lebens, dachte sie; wohl dem, der es also entschwinden siehet! Werde auch ich es so sehen? Welche weissagende Gottheit verkündet mir das? Sie wiegte ihr schwermüthiges Haupt in diesen Gedanken, und ein sanfter Schlummer, die Folge ihrer Ermüdung bei der Arbeit des Tages, schloß bald darauf ihre Augenlieder langsam zu, um sie, wie es so oft geschah, in süße Träume einzuwiegen.

Diesmal war es nicht Günther, den sie als glorreichen Sieger im Tourniere, oder als stolzen Heerführer seiner Mannen, oder als freundlichen Begleiter an ihrer Seite sahe; nein, es war eine hehre weibliche Gestalt, die in Schleiergewändern zu ihr herniederschwebte, ihr hold entgegen lächelte, und sie mit einer Myrthenkrone schmücken wollte. So schön hatte sie lange nicht geträumt, und mit wonneklopfendem Herzen wollte sie eben die Krone empfangen, als sie plötzlich vom Hufschlage eines Rosses aufgeschreckt wurde, das rasch auf der Straße daher trabte. Sie sprang eiligst auf, und rief, ohne den Reuter deutlich anzusehen: Vater, lieber Vater! seid tausendmal willkommen! — Doch, in dem Augenblick gewahrte sie zu ihrer größten Verwunderung, daß sie nicht ihren Vater, sondern ihren Günther begrüßte, den Kunzelin am Hofe des Marggrafs getroffen hatte, und der dem alten Manne nur einige tausend Schritte vorausgesprengt war, um seinen guten Vater und seine Schwester

freudig zu überraschen. Daß ich dich zuerst erblicken würde, theure Littegard, sprach er, das hofft ich nicht. Dank sey dem Himmel dafür! Ich halt' es für ein erwünschtes Zeichen. Du stehst so stumm, so betreten da, Littegard; hast du denn kein einziges freudiges Wort für mich? Nicht einmal ein kaltes: Grüß euch Gott, was man doch sonst dem allergemeinsten Pilger nicht versagt? O Littegard, und ich habe dir doch meinen herzlichen, innigen Gruß selbst aus der weitesten Ferne zugerufen. Hast du ihn nie vernommen, nie geahndet, Kind?

Wie hätt' ich das gedurft, Herr Ritter? ich, die so gemeine Dirne? erwiederte Littegard, und schlug beschämt die schönen Augen nieder.

Was muß ich hören? rief der biedere, feurige Günther aus; ist das Littegards Stimme, oder hab' ich mich geirrt? Man sagt sonst immer, des Menschen Sinn pflege sich nur in der großen Welt zu ändern; aber daheim, auf väterlichen, stillen Fluren bleibe er ohne Wandel. Soll ich diese

Sage für Unwahrheit halten? Du, Littegard, nennst dich eine gemeine Dirne, die von meinem Herzen nichts erwarten darf? Du? Geduld, du sollst's erfahren, daß Günthar dich zu schätzen weiß, dich ewig schätzen wird! Wirst du das gern sehen, Littegard? sprich, wirst du das?

O Günther, Günther! rief die Ueberraschte, muß ich denn das erst deutlich sagen?

Wohlan, sprach der junge Ritter, so will ich's denn, was ich nicht ungern thue, errathen. Ich höre deinen Vater schon in der Ferne, Littegard; also nur noch ein einziges Wort: Darf ich dich immer noch, wie sonst, meine Littegard nennen?

Wie sonst? sagte die Schüchterne; o ja, es geschahe ja damals immer im Scherz, und der brave Günther wird gewiß stets so scherzen, wie sich's geziemt.

Und wenn er dich nun in allem Ernst so nennen wollte? fuhr Günther fort.

So würde er mit den Vorurtheilen der ganzen

Welt zu kämpfen haben, erwiederte Littegard, und in diesem Kampfe sicher unterliegen.

Und Littegard? fragte er hastig, meine Littegard?

Würde weinen, sagte sie, und in einem Kloster darüber trauern, daß ihr die Gewährung ihres höchsten Wunsches weder werden konnte, noch werden durfte.

Genug! rief Günther; ich siege über alles, und deine Farbe wird mein Triumph auf allen Stechbahnen der Erde seyn. Wisse, daß ich dich liebe, heiß, innig, mit deutscher Rittertreue liebe, und daß ich dein Herz verdienen, oder sterben will. So viel für jetzt, und nun gehab dich wohl.

Holla! Herr Ritter, rief der Burgvoigt dem Fortsprengenden nach, seyd ihr abgesattelt worden? Sieh da, meine Littegard. So spät bist du noch auf dem Platze? Wie kömmt das?

Littegard. Ich wartete auf euch, guter Vater, und ihr bliebt lange aus; so ist's Nacht worden. Gott Lob! daß ihr da seyd.

Kunzelin. Hab' Dank, Töchterchen; verspäte dich aber künftig nicht wieder so. Du weißt, daß das Sprichwort sagt, die Nacht sey keines Menschen Freund, und am allerwenigsten ein Freund der Mädchen. Bist du über Günthern erschrocken, Littegard? Es will mir fast so scheinen. Du hast ihn freilich, so wie wir alle, jetzt nicht erwartet, weil wir ihn noch immer am kaiserlichen Hoflager vermutheten. Na, der Vater wird große Freude über den stattlichen Ritter haben, nach dem er sich schon längst gesehnt. Ist er nicht emporgeschossen, wie eine Fichte? Und welch ein edler Stolz spricht aus seinem ganzen Wesen! Fürwahr, man siehet ihn mit Lust daher schreiten, und stimmt freudig in sein allgemeines Lob mit ein. Er hat in fünfzehn Monden, seit wir ihn nicht gesehen, sechsmal den Preis in Tourniren davon getragen, und mag, wie verlauten will, so nebenbei auch manches schöne Herz erobert haben; da pflegt ja bei solchen Gelegenheiten nicht auszubleiben. Ob er sich unter diesen

eroberten Herzen bereits eins zu dem seinigen erkoren, weiß ich nicht; es läßt sich aber fast vermuthen. Sollt' es seyn, so wär' es um so besser; dann dürften wir vielleicht in kurzer Zeit die gräfliche Burg durch hochzeitliche Fackeln erleuchtet sehen. Spute dich jetzt heim, mein Kind; ich will eilen, daß ich meiner Aufträge quitt werde; dann soll mir's wieder wohl seyn in euerer Mitte.

So mannigfaltig, so gewaltsam war das Herz der guten Littegard noch nie bestürmt worden; und kaum gelang es ihr, die heftigen Bewegungen desselben vor den scharfen Blicken ihres Vaters zu verbergen. Hier schwebte ihr das freundliche Bild ihres Traumes mit der ihr dargebotenen Myrtenkrone so lebendig vor Augen, als ob es eine wahrhafte Erscheinung gewesen wäre; und dort sahe sie den schönen, biederherzigen Günther, der, fast wie vom Himmel gefallen, an die Stelle des lieblichen Traumbilds eilte, um ihr eine Erklärung zu wiederholen, die sie kaum ihrem Schatten zu vertrauen

wagte, und die sie so unbedachtsam erwiedert zu haben glaubte, daß sie sich's fast nicht verzeihen konnte. Sie hatte von Wünschen gesprochen, die Günthern tief in ihr Inneres blicken ließen, und das sollte nicht so seyn; zumal nach dem, was ihr der Vater von seinen Eroberungen erzählt hatte. Mußte er sie nicht im Grunde für eine Thörin halten, die sich mit unmöglichen Dingen schmeichelte? Für eine Thörin, die ihre Worte nicht so genau zu wiegen wußte, wie es sittigen Jungfrauen geziemt? O sie hätte die zu rasche Aeusserung ihres Herzens, wär's möglich gewesen, gern mit einem Theile ihres Lebens wieder zurück gekauft. Günther hatte zwar weit mehr denn sie gethan: er hatte laut betheuert, wo ihre Neigung sich nur höchst schüchtern und weise verrieth; allein das änderte doch das Unrecht, das sie gethan zu haben glaubte, nicht ab; ihr Ohr hätte bei seinen übereilten Betheuerungen taub, ihr Herz verschlossen bleiben sollen. Aber wie durch jenes Traumbild bezaubert hatte sie sich vergessen, und die

ungeheuere Kluft nicht geachtet, durch welche sie, die vormalige Gespielin des kleinen Günthers, nun von dem ausgebildeten Grafen von Klingen geschieden war.

Durch alle diese Dinge höchst beunruhigt und zerstreut, kam sie heim, und Mutter Hedwig, die ihr freudig entgegen eilte, verwunderte sich nicht wenig, das Gemüth ihrer Tochter so auffallend verändert zu sehen. „Ist dem Vater ein Unheil begegnet?" fragte sie ängstlich. Nein, erwiederte Littegard, er ist recht wohl auf, und wird bald bei uns seyn. „Und doch bist du nicht fröhlich, Littegard"? fuhr die Mutter fort; „wie soll ich das deuten Kind"? Ach! Mutter, erhielt sie zur Antwort, ihr wißt ja wohl, wie leicht der frohe Sinn sich manchmal ändert. Habt ihr Günthern schon gesehen?

Mutter. Gesehen nicht, wohl aber hab ich den freudigen Lärm vernommen, den seine plötzliche Erscheinung in der ganzen Burg veranlaßte. Kam er mit dem Vater?

Littegard. Ihm schon voran; und wollte der Himmel, er wäre nicht voran gekommen!

Mutter. Warum das, Littegard?

Littegard. Er hat mich aus einem schönen Traume aufgeschreckt, den ich vielleicht nie wieder so träumen werde.

Mutter. Also daher die trüben Wolken auf deiner Stirn? die heftigen Wallungen deines sonst so ruhigen Herzens? Was träumtest du denn, mein Kind?

Littegard. Ihr sollet alles wissen, Mutter, denn ihr müsset alles wissen; nur gönnt mir Frist bis morgen, damit auch der Vater es vernehme: Denn ich habe euern beiderseitigen Rath und euern Beistand höchst nöthig, wenn meine Ruhe wiederkehren soll.

Aber die bange Mutter konnte nicht rasten; als der Vater vom Grafen spät in der Nacht in seine Klause herab gekommen und von Mutter und Tochter herzlich gegrüßt, und mit allen erforderlichen Bequemlichkeiten versorgt worden war, da hub sie sehr bedenklich an: Es ist zwar eitel Fröhlichkeit

in der Burg wach worden, aber unsere Littegard —

Ist nicht so heitern Sinnes, wie sie sonst zu seyn pflegt, und wie ich sie verlassen habe, sagte der Burgvoigt; ja, ja! das hab' ich schon bemerkt. Wo fehlt's denn, Littegard? Sprich, was ist dir wiederfahren?

Littegard. Ich will euch alles eröffnen, mein Vater; denn ich glaube, ich thue recht daran. Zwar will mir zuweilen eine geheime Stimme Verschwiegenheit empfehlen, allein eine weit lautere Stimme befiehlt mir zu reden. Habt Mitleid mit mir; vergebt mir, wo ich gefehlt habe, und helft mir wieder zurecht auf den Weg der Ruhe und des Friedens.

Kunzelin. Sprich ohne Rückhalt, Littegard; vielleicht errath ich schon zur Hälfte, was ich hören soll. Hat etwa Günther —

Hedwig. Ja, ja! der muß auf irgend eine Weise sich vergangen haben. Nicht wahr, Littegard, so ist's?

Littegard. Ich kann das nicht entscheiden, Mutter; nach seiner Meinung hat er es auf kein Fall gethan. Ihr wißt, wie wir von unsern frühen Kinderjahren an fast immer unzertrennlich waren; wie wir zu unsern jugendlichen Spielen uns stets mit geschwisterlicher Liebe aufgesucht, wie glücklich wir, mit einem Worte, unsern Lebensmorgen miteinander verlebt haben, so daß nicht leicht eine Freude ungetheilt von uns genossen wurde; bis denn die Zeit der Trennung herannahete, an die wir oft im Stillen mit namenloser Bangigkeit dachten, die aber nicht zurückzuhalten war. Bei unserer Scheidung gelobten wir, Agnes, Günther und ich, ein festes Band der innigsten Freundschaft und Liebe unter uns fortdauern zu lassen, das weder durch Glück noch durch Ungemach jemals aufgelöst werden sollte; und ich, der geringere Theil des Kleeblatts, der in diesen Bund so liebevoll hineingezogen wurde, konnte mich nicht entziehen; mein, durch die so nahe Scheidung tief verwundetes Herz fand vielmehr eine süße

Beruhigung dabei, und freudig reichte ich meine Hand zum ewigen Bündniß dar. Agnes und Günther schieden, kamen wieder, und waren noch immer unverändert dieselben, worüber ich natürlicher Weise die herzlichste Freude empfand. Aber Günther wuchs heran, ward zum Ritter geschlagen, und eine innere Stimme sagte mir oft, ich dürfe nicht mehr in dem gewohnten Tone mit ihm reden; ich ward daher schüchtern, bedenklich, suchte ihn zu vermeiden, wog alle meine Worte genauer, drängte, so unbeschreiblich schwer es mir auch wurde, meine heisse Neigung für ihn, den mir immer werther gewordenen Freund meiner frühern Jahre, in meine Brust zurück, und wußte oft selbst nicht, ob ich recht oder unrecht daran that, zumal da sich Günther in seinem Betragen immer so gleich blieb, und mir oft sehr bittere Vorwürfe darüber machte, daß ich die einzige sey, die an dem so feierlich geschlossenen Bunde untreu werden zu wollen schiene. So blieb es bis zu seiner letzten Ritterfahrt, vor welcher er mir beim

Abschiede betheuerte, daß er mich nie vergessen könne, und nie vergessen werde; sein Schicksal möge ihn führen, wohin oder wozu es wolle, Littegard werde ihm immer vor Augen und im Herzen bleiben. Freilich drangen mir diese Worte tief in die Seele; aber doch glaubte ich, Günther werde sie einst, wenn er zu reiferer Erkenntniß kommen würde, selbst da wieder auszulöschen suchen. Ich hielt sie gegen jedermann verschwiegen; aber immer erwachten sie wieder in meinem Gedächtniß, und überall beschäftigten sie mich, wo ich allein war; so auch dort unter der Eiche am Weiher, wo ich euerer harrte, mein Vater, und wo ich, über dieselben nachsinnend, in einen leichten Schlummer sank. Kaum hatte ich meine Augen geschlossen, da schwebte im Traume eine holde weibliche Gestalt, in weissen Schleiergewändern, wie vom Himmel, zu mir herab, und reichte mir, mit schwesterlicher Liebe in den Blicken, einen schön gewundenen Kranz von Myrthen dar; und als ich mich eben seines Anblicks innigst freute,

ward ich plötzlich durch Günthers Erscheinung aufgeschreckt.

Hedwig. Ach, Littegard, Littegard! Schon längst wurde mein Herz deinetwegen von bangen Ahndungen gequält, die sich nicht verscheuchen lassen wollten.

Kunzelin. Sey du ruhig, Mutter. Bei einer so aufrichtigen Tochter, als unsere Littegard ist, hat man wenig zu befahren. Sprich nur weiter, mein Kind.

Littegard. Ich war bestürzt, statt Eurer den Grafen Günther vor mir zu sehen, und wußte mich ob der frohen Ueberraschung kaum zu fassen. Günther war nicht minder erfreut, mich so unverhofft zu finden, und seine ersten Worte enthielten die Betheuerung seiner unwandelbaren Gesinnungen gegen mich. Biederherzig wie ihr selbst ihn kennt, mein Vater, nannte er mich seine Littegard, und schwur, mich ewig so zu nennen, wenn ich's ihm nach seinen heissen Wünschen gestatten wollte.

Kunzelin. Nun, Littegard, und du?

Littegard. Ich war fast nicht im Stande, eine schickliche Antwort zusammen zu ordnen; denn mein Herz war des frohen Gefühls zu voll, und doch durft' ich, was es empfand, nicht laut werden lassen; so dünkte mich's. Könnt' ich's euch läugnen, Vater, daß mir Günther über alles theuer ist? O, wie gern hätt' ich ihm das gestanden! aber ich durfte ja nicht, weil ich, die gemeine Dirne, dadurch zur Thörinn geworden seyn würde. Ich weiß mich nicht genau mehr zu erinnern, was ich ihm gesagt; aber ich glaube, meine Worte haben die Erklärung enthalten, daß ich ihm mit Freuden alles seyn würde, wenn er nicht Graf Günther von Klingen wäre. Zufrieden mit diesem Geständniß sprengte er, bei Annäherung seiner Leute, fort, und sein letztes Wort war, daß er mich erkämpfen, oder sterben wollte. Hab' ich nun durch jenes Geständniß gefehlt, mein Vater, so zürnt mir deshalb nicht; ich wußte ja selbst nicht, was ich that. Aber bang ist mir seit

jenem Augenblick, unbeschreiblich bang! Darum wünscht' ich Rath, Trost, Beistand von euch, mein guter, lieber Vater.

Kunzelin. Der soll dir werden, Littegard, so treulich, wie ihn ein redlicher Vater nur immer zu geben vermag. Du bist ihn werth, da du die Sache deines Herzens nicht zu einer Winkelheimlichkeit zu machen begehrtest, sondern sie, wie es einer braven deutschen Dirne geziemt, früh genug zur Kunde deiner Eltern brachtest. Bleib immer so offen, mein Kind; es soll dich nimmer gereuen. Was du dem Günther veräussert hast, mag dich weiter nicht kümmern. Du hast, sonder Zweifel, die Wahrheit gesprochen; und so ist's recht. Warum hättest du denn lügen sollen? Wäre Günther ein Mann sonder Wappen und gräfliche Sippschaft, dann dürftest Du ihm noch weit mehr gestehen, als du ihm gestanden hast; nun darfst du's aber nicht, Littegard: Denn bedenke selbst, was Graf Günther von Klingen, der unter den reichsten und schönsten Ritterstöchtern des

ganzen Landes wählen darf, und überall willkommen ist; der, als des stolzen Dietrichs einziger Sohn, durch seine Heirath einst die Wappenschilder des gräflichen Hauses nur mit eben so berühmten verbinden soll; Günther, den Marggraf Albrecht mehr als einmal schon im Angesichte seines ganzen Hofes seinen Liebling genannt, und den der Kaiser Friedrich selbst zum Ritter geschlagen und mit dem goldenen Sporn beehrt hat; bedenke, sage ich, was dieser Graf Günther von Klingen mit der Tochter seines Burgvoigts zu schaffen haben darf? Ich habe ihm das auf dem Wege von Schwabach hieher schon selbst gesagt: Denn so, wie du, hat auch er mir schon sein ganzes Herz eröfnet. Er ist gut, das ist nur allzu wahr; aber er ist zu leichten Sinnes, und fliegt zu unbesorgt über die Hindernisse, die sich seinen Wünschen entgegen stellen hinweg; das taugt nicht. Er kann dadurch sich und uns allen viel Jammer bereiten, und wird sein Ziel doch eben so wenig erreichen, als wenn er ein Paar weit von einander

entfernte Wandelsterne des Himmels mit einander verschmelzen wollte. Ich hoffe jedoch, er soll bald zur Erkenntniß seiner Thorheit kommen, und seinen nichtigen Plan aufgeben. Gehe du ihm mit gutem Beispiel vor, mein Kind, und nähre keine Hofnung in deiner Brust, die nicht erfüllt werden kann. Ob dir's auch schwer wird, Littegard, so bekämpfe dennoch dein Herz, ehe es durch fremde Gewalt bekämpft werden muß. Thue nichts ohne deiner Eltern Rath, und fliehe besonders von nun an jede geheime Unterredung mit Günthern; und wenn du das thust, so wird der Himmel alles zu deinem Beßten leiten, und dein Vater wird dich nimmer verlassen. Wirst du mir folgen, Littegard, wirst du? Ich gelobe es euch, mein Vater, sagte das gute Mädchen weinend, und küßte dann beiden Eltern liebkosend die Wange.

Auf der Burg hatte Günther den Gemüthern eine weit fröhlichere Stimmung gegeben. Fräulein Agnes umhalsete den geliebten Bruder so heiß und

innig, als ob er der Erkohrne ihres Herzens gewesen wäre, und als er ihr die Frage: Ob er nun immer daheim bleiben werde? wohl zehenmal mit einem traulichen und unverfänglichen Ja beantwortet hatte, sprang sie so freudig im alten Rittersitze umher, als ob der glücklichste Tag ihres Lebens angebrochen sey; und kaum konnte sie sich enthalten, ihre Littegard noch in später Nacht an ihrer Freude Theil nehmen zu lassen. Graf Dietrich war ein Mann von ernstem, strengem Sinne, den man selten fröhlich sahe; aber beim diesmaligen Wiedersehen seines Günthers schien er plötzlich ein ganz Anderer geworden zu seyn. Die Vaterfreude fand in seiner Brust kaum Raum genug; sein Angesicht ward heiter, wie der Himmel an einem schönen Frühlingstage, und jedes seiner Worte war ein Beweis des Wohlwollens und der Güte. Er war überhaupt ein Ritter, der großes Lob verdiente: Tapfer, redlich, treu, dem Kaiser, dem Vaterlande, dem Recht und jedem braven Manne mit Leib und

Seele ergeben; aber dabei auch stolz auf seine beträchtliche Habe, seine Burgen, seinen Namen und seinen Rittersaal, der mit einer stattlichen Reihe seiner berühmten Ahnenschilder prangte. Mit innigem Wohlgefallen musterte er diese Wappenschilder oft, und sahe sie schon im Geist mit namenloser Freude durch seinen Sohn, durch seine Enkel und durch seine spätern Nachkommen rein und regelschössig fortgeführt. Durch Günthern sollte nun irgend ein großes, berühmtes Haus mit dem seinigen verbunden werden; das hatte er so beschlossen, und hier hin und da hin war seine Wahl bereits gefallen; nur sollte Günther selbst dabei zu Rathe gezogen, und ohne ihn kein fester Beschluß gefaßt werden. Nun war er da, der längst erwartete, so schön, so brav gewordene Sohn, und eitel erfreuliche Lobsprüche waren ihm schon vorangegangen. Dietrichs Freude beim Wiedersehen desselben entsprang daher aus mehr als Einer Quelle.

Es war am Morgen nach Günthers Heimkunft,

als der Burgherr sich, nach Anhörung der mannigfaltigen Erzählungen seines Sohnes, von seinem Sessel erhob, dem wackern jungen Ritter die Hand reichte, und also zu ihm redete: Ich freue mich höchlich, mein Sohn, daß dir unter dem Schirm des Himmels alles so wohl gelungen ist, und daß du von deinen Zügen gesund und mit Ehre bereichert wieder heimgekehrt bist. Nun magst du aber deine irrenden Fahrten beschließen, und dich um dein häusliches Regiment bekümmern. Wähle Dir ein Weib nach deinem Herzen, das werth ist, meine Tochter zu heissen, und gieb mir durch diese Tochter eine Pflegerin meines herannahenden Alters, denn Agnes kann und wird ja doch nicht lange mehr an meiner Seite bleiben.

Vater, rief Günther freudig aus, ich habe euch des Glücks und der Freude schon so viel in meinem Leben zu danken! Nun wollet ihr mich von neuem und so überschwenglich damit beschenken? O das kann ich euch nimmer vergelten! Der Himmel möge

es euch durch ein spätes und gesegnetes Alter lohnen. Ich will gut seyn, Vater! Gott und dem Vaterlande dienen, daß jeder Biedermann mit mir zufrieden seyn soll; ich will ohne Wandel nach eurem väterlichen Willen schalten; ich will alles thun, was euch freut, da ihr mich bei dem wichtigsten Schritte meines Lebens nicht binden, sondern mir freie Wahl lassen wollet, was Väter sonst so selten thun. Aber ich habe mich schier zu euch keines andern versehen, weil ihr ja schon so tausendfältig bewiesen habt, wie gut und väterlich ihr gegen eure Kinder denkt.

Es leuchtet ja bei diesen Worten so viel Freude aus deinem ganzen Wesen, sagte Dietrich, daß man fast glauben möchte, du habest bereits gewählt, und dein Herz habe sich nur noch nach der Zustimmung deines Vaters gesehnt? Nun, wenn das seyn sollte, so ist's um so besser: Denn ich darf ja wohl auf keinen Fall befürchten, daß mein Günther eine Wahl getroffen haben werde, die ich verwerfen müßte.

Ich hatte zwar selbst schon verschiedene wackere Dirnen des Landes für dich im Sinne, die in aller Hinsicht geachtet zu werden verdienen; allein so ist's besser. Es ist ja von deiner Gespannin die Rede, mit der Du glücklich seyn sollst; so ist's ja billig, daß dabei dein Herz entscheide. Reichthum und äussere Schönheit geben nicht alles, was froh macht; es gehört auch eine feine, gute Gemüthsart dazu, eine ächte, treue Liebe des Weibes, wenn der Mann sich in seinem ehelichen Bunde wohl befinden und wahrhaft zufrieden seyn soll. Hast du nun ein solches Wesen gefunden, von dem sich das alles mit gutem Grunde sagen und erwarten lässet, nun, so darfst du meines väterlichen Segens gewiß seyn. Sprich also unverholen, mein Sohn, ist's etwa so? Du schweigst?

Die Freude läßt mich keine Worte finden, mein Vater! Mein Herz ist so voll! Es möchte sich im heissesten Danke gegen euch auflösen! Laßt mich für jetzt hinaus in's Freie, daß ich Fassung gewinne,

euch alles zu sagen, mein Vater; denn an den Augenblick, der euch mein Herz enthüllet, ist das Glück meines ganzen Lebens gebunden. Ja, ich habe gewählt, ein Mädchen, rein, schuldlos und gut, wie man sie wohl auf Erden selten findet; häuslich, geschäftig, ohne Hang zum Tande und zum Flitter; ein Mädchen, das einem Engel gleicht, und das ihren Gatten wie ein Engel durchs Leben geleiten wird, des bin ich gewiß. Nur eueren Segen zu meiner Wahl, mein Vater, und es giebt auf der weiten Erde keinen glücklichern Menschen, als eueren Sohn Günther!

Nun, und der Name dieser Erkohrnen? fragte Dietrich.

In wenigen Stunden sollet ihr ihn hören, rief Günther; jetzt muß ich durchaus in's Freie.

Wie sich doch immer der Mensch, wenn er sein Herz gebunden fühlt, so sonderbar gebehrdet, dachte Graf Dietrich, und sahe dem Forteilenden mit lächelnder Miene nach.

Günther durcheilte in namenlosem Frohgefühl die Lieblingsplätze seiner früheren Jahre, wo er im Burggarten mit Agnes und seiner Littegard die seligen Tage der Kindheit und des beginnenden Jünglingsalters genossen; und von diesen süßen Rückerinnerungen und der überschwenglichen Liebe seines Vaters erfüllt, trat er dann in Kunzelins Wohnung, wo er Vater, Mutter und Tochter in häuslicher Geschäftigkeit beisammen traf, und allen dreien mit freudestrahlenden Blicken zurief: „Grüß euch Gott, meine wackere Freunde! Ich muß euch einen frohen, glücklichen Menschen zeigen, denn ich weiß, ihr pflegt euch an einem solchen Anblick gern zu weiden." Man hieß ihn von allen Seiten biedersinnig willkommen; aber es fiel ihm auf, daß man es nicht mehr, wie sonst, auf eine unbefangene, höchst fröhliche Weise that. Mutter Hedwig war einsylbig, Littegard blaß, verweint, und fast ohne alle Worte, und Kunzelin suchte sich offenbar erst eine heitere Laune zu erzwingen. „Das war sonst

nicht so", sagte Günther. „Was hat denn hier den vormaligen bessern Geist so rein verscheucht? Ich hoste euch heiter und fröhlich zu finden, und sehe euch verschüchtert, niedergeschlagen, verstummt beinahe"?

Kunzelin. Laßt euch das nicht irren, gestrenger Herr; es wird überhin gehen. Wir haben euch alle noch so lieb, wie sonst, und freuen uns, daß ihr wieder hier seyd und fortan bei uns bleiben werdet. Hat sich eine trübe Wolke an unserm kleinen häuslichen Himmel zusammengezogen, so werdet ihr sie wieder zerstreuen helfen, denn ihr seyd ein guter, edler Herr, der gern hilft, wo er kann; und Herzeleid hat man von euch, wie von so vielen andern gestrengen Herrn auf Erden, nicht zu befahren. Man kann euch daher jederzeit von ganzer Seele willkommen heissen. Wenn ihr uns nun vollends, wie ihr sagtet, in euch einen ganz frohen und glücklichen Menschen vorzustellen habt, so ist uns euer Besuch natürlicher Weise zehnfach erfreulich.

Günther. Ja, Kunzelin, vollkommen glücklich sehet ihr mich vor euch, so bald ihr und euere Littegard es wollet.

Kunzelin. Ja so, das meint ihr, gestrenger Herr; nun ja, wir gönnen euch euer Glück allerdings von ganzem Herzen, und würden es euch, als ehrliche und getreue Unterthanen sogar mit unserm Leben erkaufen helfen. Das darf ich euch aus meiner Tochter Seele so gut als aus der meinigen versichern.

Günther. Ich stehe jetzt vor euch, Kunzelin, um ein ernstes und unverfängliches Wort von euch und euerer Tochter abzuholen; ein Wort, worauf mein ganzes Wohl gebaut werden soll, und auf das mein guter Vater gewissermaßen schon wartet. Was brauch ich's euch erst noch zu nennen? Ich habe euch mein Herz bereits enthüllt, und eurer Littegard lag es ja schon längst sonder allen Schleier vor Augen. Mein Vater wird mich nimmer zu irgend einer andern Wahl zu zwingen trachten, des bin ich

so eben gewiß geworden. Er hat die meinige schon im voraus gebilligt, und harret nur noch darauf, daß ich sie ihm nenne. Deshalb komme ich nun, um euere Entscheidung zu vernehmen. Kunzelin, ihr, den ich immer als Vater geliebt habe; Hedwig, meine zweite, sonst immer so gute Mutter, und du, meine Littegard, die du mir über alles theuer bist, die ich einzig nur lieben kann, und bis an mein Ende nur lieben werde, wollt ihr euern Günther nicht glücklich werden lassen? Bin ich denn eueres Wohlwollens so unwerth worden?

Kunzelin (gerührt). Nein, gestrenger Herr das seyd ihr nicht; wir möchten ja gern, wie ich schon gesagt habe, euer Wohl mit unserm Blute erkaufen! Aber, was ihr begehrt, das kann, das darf ja nimmer seyn. Ihr, fast der reichste Graf des ganzen Gaues, und eine blutarme, gemeine Dirne! Ihr solltet doch begreifen, daß sich das nimmer räumen lässet. Es würde ja zum Mährlein des ganzen Landes werden! Und wenn ihr glaubt,

daß Graf Dietrich diesen euern wunderbaren Einfall jemals gut heissen würde, so betrügt ihr euch gewaltig. Hat er in seinem Leben nicht auf euch gezürnt, so wird er sich in dem Augenblicke auf die furchtbarste Weise gegen euch entrüsten, wo ihm dieser Einfall kund wird. Sucht das also ja zu verhüten. Gebt eure ungeprüften Wünsche auf; schlagt euch euere Jugendträume aus dem Sinne, und wählt unter den ebenbürtigen Töchtern des Landes eine Hausfrau, die euerem Vater wohlgefällt; und wenn ihr das thut, dann mögt ihr auf frohe Tage für euere Zukunft zählen, sonst nicht.

Günther. So meint ihr also, Kunzelin, daß man das theuerste Gut seines Herzens verlieren, und doch froh seyn könne? Nein, alter, erfahrner Mann, das könnt ihr nicht glauben. Ob auch das ganze Land mich zum Mährlein machte, ob ich auch bettelarm werden sollte, ich kann und werde nur Littegard, und keine andre jemals an den Altar führen; das schwöre ich dir, Alter, auf meine rit-

terliche Ehre! Ich gehe jetzt zu meinem Vater, ihm dasselbe zu sagen; und wenn er meine Wahl gut heißt, Kunzelin?

Kunzelin. Das kann, das wird er nicht!

Günther. Und wenn es dennoch geschiehet?

Kunzelin. Nun, dann mag er über uns gebieten!

Günther. Und du, Littegard, hast auch nicht ein einziges Wort für mich?

O, daß ihr doch so arm und so geringen Standes wäret, als ich! rief das zitternde Mädchen, indem sie ihrer Mutter weinend an den Busen sank. Genug, sprach Günther, mehr bedarf es nicht. Freudig küßte er die Hand der Heißgeliebten, und eilte mit neuem Muth zur Ablegung seines Geständnisses zu seinem ihn erwartenden Vater zurück.

„Wenn ich seit Jahren etwas Rühmliches und Gutes gethan habe, mein Vater, sagte er, indem er mit offener Stirne vor ihn trat, so geschah es immer, um eurer und der Liebe meines erkohrnen,

wackern Mädchens werth zu werden; und wenn ich im Tourniren siegte, dann war es nicht der zu gewinnende Dank aus den Händen schöner Fürstentöchter, oder der laute Ruhm, der mir dafür werden sollte, was mich mit Muth und Löwenstärke rüstete; nein, es war das Bild des tugendsamen, himmlischen Wesens, das mich überall auf meinen Zügen, wie ein Schutzgeist begleitete, dem ich gefallen, dessen holdes Zulächeln ich dadurch gewinnen wollte; und ward je ein böser Gedanke aus meinem Sinne verscheucht, je ein übler Wunsch in meiner Seele erstickt, so hab' ich's einzig diesem Schutzgeiste meines Lebens zu danken. So werd' ich ihm auch künftig alles Gute zu verdanken haben, wenn er mich bis ins Grab begleiten darf.

Graf Dietrich. Nun, das wird er doch? Du machst mich ungemein begierig, Günther. Sprich, wo haust denn dieses seltne, wunderthätige Wesen?

Günther. In euerer Burg, mein Vater. Littegard ist der Name des euch beschriebenen

Mädchens, und ohne allen Zweifel wißt ihr schon, daß ich euch nicht zu viel von ihr gesagt. Ich liebe sie, wie ich auf Erden nur ein weibliches Wesen lieben kann, und bin unbeschreiblich glücklich, da ihr meinem Herzen keine Fesseln gebt, sondern es frei nach seiner Neigung schalten lasset. Sprecht euern Segen über uns, mein Vater, und ihr bereitet euerm Sohne seinen Himmel schon auf Erden.

Graf Dietrich. Wie ist mir denn? Hör' ich recht? Sucht mein sonst so kluger und mannlich gesinnter Sohn wirklich in einer einzigen Minute höchsten Ernst mit höchstem Scherz zu paaren? Liutegard? Nun ja, recht gut! Sie ist ein gutes, wohlgerathnes Kind; unschuldig, sittig, sanft, und schön wie ein Madonnenbild; wer mag es läugnen? Auch soll es ihr unvergessen bleiben, daß ihr Andenken dir zu so vielem Guten genützt; allein weiter Günther, weiter darfst du sie nicht in deinen Lebensplan verweben; denn ewig Schade wär' es um das gute Mädchen, wenn du sie zur Buhlin wählen

wolltest; und etwas andres könnte sie dir ja nimmer werden, das versteht sich ja von selbst. Freilich sollst du frei wählen dürfen, wie ich dir zugesagt habe; aber unter Mädchen, die sich zu deinem Stande schicken, das durft' ich ja wohl bei einem Manne von reifem Verstande, ohne alles Bedenken, voraussetzen. Ich gebe dir zu deiner Wahl die Töchter des ganzen römischen Reiches preis, nur weiche nicht aus den Schranken deines Standes und deiner Ehre.

Günther. Ich werde mich in diesen Schranken stets bewährt erhalten, mein Vater; aber ohne Littegard, das schwöre ich auch hier feierlich, ohne Littegard könnten sie mir vielleicht verhaßt werden. Wollt ihr das, Vater? O, nein, das wollt ihr nicht! Ihr seyd zu biedersinnig, zu gut dazu.

Graf Dietrich. Pfui! schäme dich, mein Sohn. Ich will nicht hoffen, daß du deine Gedanken in vollem Ernst auf die Tochter deines Burgvoigts gerichtet hast? Geh, laß mich an deinem gesunden Kopfe nicht irre werden.

Günther. Zürnt mir nicht, mein Vater; ich bitte, ich beschwör' euch, zürnt mir nicht. Ich kann euch nicht betrügen, euch keine fremden Gesinnungen heucheln; ich lege euch mein Herz in seiner Verfassung dar, wie sie wirklich ist. Seht, ich kann euch nicht beschreiben, welch ein heiliger Zauber mich an meine Littegard bindet; aber es ist gewiß ein heiliger, ein unauflöslicher Zauber, der nur mit meinem Leben endet. Versucht ihn nicht zu lösen, Vater, um der Ruhe eurer letzten Tage willen, versucht das nicht, ihr würdet sonst bald keinen Sohn mehr haben! Diese Liebe, die mich so ganz beseelt, ist ja nicht das Werk von Tagen; sie ist mit mir emporgewachsen, durch Jahre, durch Prüfungen aller Art befestigt worden, wie könnte sie nun jemals ohne Gefahr für mein Leben enden? Segnet sie, mein Vater, und der Ewige wird euch dafür lohnen. Ihr werdet Freuden sonder Zahl davon erndten; denn Ihr werdet euern Sohn glücklich sehen, glücklicher, als alle Reiche der Welt ihn machen können. Ich

will diese euere Vatergüte verdienen, wodurch ihr wollet; schreibt mir's vor, es soll mir nichts zu schwer werden. Sendet mich gegen eine Welt zu Felde, ich will sie besiegen; laßt mich barfuß nach Jerusalem pilgern, ich will so freudig, wie auf Rosen dahin wandeln, wenn nur Littegard der Preis ist, den ich sicher zu gewinnen habe; fordert alles, Vater, nur raubt mir dieses Mädchen nicht.

Graf Dietrich. Geh, laß dein brausendes Blut kühl werden, mein Sohn, und besinne dich: denn das sey dir beim Ewigen geschworen, daß ein so kindischer und thörigter Bund nimmer von mir gesegnet werden wird.

Günther (in einen Sessel niedersinkend, und seinen erzürnten Vater mit starren Blicken anstaunend). Ihr habts geschworen, Vater? feierlich geschworen? Weh mir! Ihr habt mein Todesurtheil ausgesprochen. Ohne väterlichen Segen mag ich meine Littegard nimmer in meine Arme schließen. Man soll euern Sohn nicht strafbar schelten. Bisher war

seine Seele rein von aller Schuld, rein soll sie auch hinüber gehen, in's Land des Friedens. Die Sonne begann so schön an meinem Himmel emporzusteigen, und plötzlich füllt sie sich in dicke, gewitterschwangere Wolken. Ihr habt geschworen, Vater; und Ritterschwüre löst auf Erden keine Macht mehr auf! Ihr habt nicht wohl gethan, mein Vater, bei Gott! ihr habt nicht wohl gethan.

Graf Dietrich. Kehre zur Vernunft zurück, und du wirst wieder einen Vater an mir haben. Bis dahin trittest du nicht vor meine Augen.

Günther. Ich habe, wie ihr, geschworen, Vater, und Ritterschwüre lösen sich, wie ihr mir selbst gelehrt, auf Erden nimmer auf! Was nun auch immer in dieser Welt mein Loos noch seyn mag, gewährt mir nur noch eine einzige Bitte; wollet ihr das?

Graf Dietrich. Rede!

Günther. Werft keinen Haß auf Littegard und ihre Eltern; sie sind allesammt unschuldig, und

haben nie in meine Bitten gewilligt. Ach, sie kennten euch weit besser, denn ich! Laßt sie nicht büßen, Vater, was sie nicht verschuldet; es dürfte euch sonst wohl in eurer letzten Stunde noch gereuen.

Graf Dietrich. Ich werde thun, was sich gebührt.

Günther. Zürnt mir nicht, mein Vater. Ihr habt mir ja nun alles genommen; wollt ihr mir auch euer väterliches Mitleid rauben?

Graf Dietrich. Darf sich ein deutscher Ritter also gebehrden? Hinweg aus meinen Augen, verworfner Mensch. Ich mag dich nicht mehr sehen!

Das ist zu viel! rief Günther jammernd aus, und wankte, wie vom Schlage gelähmt, von dannen. Trauernd verbarg er sich in ein entlegenes Zimmer der Burg, und hatte daselbst fast niemanden als seine ihn beweinende Schwester zur Seite, die sich, dem väterlichen Verbot zuwider, zuweilen zu ihm stahl. Lange konnte er die allesüberwältigenden Kämpfe seines Herzens nicht bestehen; er sank aufs

Siechenlager, und Monden vergiengen, ehe er durch die zärtliche und treue Pflege seiner Schwester wieder genas. Nur einsylbig durfte die ihm zuweilen sagen, daß Littegard wohl sey, und daß sie sich auf eine löbliche Weise zu fassen wisse. Er gab sich alle nur ersinnliche Mühe, ihrem Beispiel gleich zu handeln; allein sehr schwer gelang es ihm, und fast wäre er von neuem wieder auf sein kaum verlassenes Siechbett zurückgesunken, als ihm sein treuer Knapp verrieth, daß Littegard bereits vor einigen Wochen ins Kloster abgereist sey, und dort höchst wahrscheinlich noch vor Ablauf ihres Probejahres eingekleidet werden würde. Doch ermannte er sich bald wieder, und gelobte sich nun im Stillen, mit der Rückkehr seiner völligen Kräfte wieder hinaus auf den Tummelplatz der Welt zu eilen, und, wo möglich, in irgend einem Schlachtgetümmel derselben seinen Tod zu suchen. Sein Herz verschloß sich allgemach vor allen frohen Genüssen des Lebens; jede Spur des ehemaligen Frohsinns wich aus

seinem ganzen Wesen, und düstern Blickes, wie ein büssender Siebler, kam er aus seiner Klause, einem Bilde des Schreckens gleich, wieder in die Welt zurück. Sein Vater blieb hart und unerbittlich gegen ihn, und niemand konnte ihn bewegen, den leidenden Sohn zu sehen. Graf Günther trug das mit Geduld, ließ ihm durch den Burggeistlichen und durch seine Schwester Agnes Valet sagen, und schied dann in einer schwarzen Rüstung mit goldenen Sternen besäet von dannen. Als er sich aus seiner Schwester Armen wand, übergab sie ihm ein Päcklein, das er erst auf seinem Wege, fern von der väterlichen Burg, öfnen sollte, und flüsterte ihm dabei geheimnißvoll in's Ohr, daß es das letzte Andenken seiner Littegard sey, das er heilig aufbewahren möchte, weil sie es mit ihren Thränen geweihet habe. Als er es eröfnete, fand er eine weisse Scherpe mit goldenen Sternen, und als ein Heiligthum, von unschätzbarem Werthe, verbarg er es an seinem Busen. Ueberall, wohin er zu

seinen vormaligen Freunden kam, war die Sage von seiner wunderbaren Liebe und seinen daraus entstandenen Begebenheiten schon vorangegangen, und wenige nahmen, wie sie sollten, Theil an seinem innern Schmerz. Fast jeder, selbst Herzog Albrecht, nannte ihn einen Thoren, und spottete sein; aber nach und nach nahm man die Sache ernstlicher, und lernte sie, nachdem er für die Ehre seiner Littegard in mehr als einem Zweikampf gefochten hatte, mit mehrerer Achtung beurtheilen. Man rühmte seine seltne Treue, nannnte ihn den Ritter ohne Wandel, und fand nichts Arges mehr dabei, wenn er in öffentlichen Tournieren mit dem Namen seines Hauses auch den Namen seiner Littegard zu verbinden suchte; und alle Herzen wandten sich in kurzer Zeit völlig wieder auf seine Seite. Nur Vater Dietrich gieng ihm überall aus dem Wege, und hörte nie gern von ihm reden.

Nun begab sich's, daß um diese Zeit der Herzog Albrecht in gar große und blutige Fehden mit der

Stadt Nürnberg und ihren Verbündeten, dem berüchtigten Conrad von Heydeck, gerieth, in welchem Gedränge ihm seine Freunde, und unter anderm auch Graf Dietrich von Klingen mit seinen Mannen, treulichen Beistand leisteten. Auch Günther gesellte sich mit einer kleinen Schaar von Troßbuben, die er in der Geschwindigkeit geworben, dazu, und half dem Heydecker, der dem alten Grafen Dietrich schon längst nicht wohlgewollt, überall gewaltig zu schaffen machen. Allein man sahe wohl, daß Günther hier in diesen Schlachtgewühlen nicht sowohl seine Ehre, als seinen Tod zu finden begehrte; denn wie verblendet stürzte er stets in die augenscheinlichsten Gefahren, ließ seine Wunden unverbunden bluten, und suchte nach jedem entkommenen Schwerdtstreiche wieder hundert neue auf; und überall folgte ihm Sieg, überall war er das Schrecken der Feinde. Männiglich, selbst Herzog Albrecht und sein Vater riefen ihm zuweilen im Gewühle zu, seines Lebens zu schonen; allein er hörte nicht.

Und als er endlich den Heydecker seitwärts auf seinen bereits ermatteten Vater einsprengen sahe, um demselben mit einem zertrümmerten Lanzenschafte den Kopf zu zerschmettern, da eilte er, wie vom Blitze beflügelt herbei, fing den Schlag der schon geschwungenen Lanze mit seinem Kopfe auf, und stürzte betäubt von seinem Rosse zu Boden. „Valet"! rief er im Sinken dem geretteten und bestürzten Vater zu: „Valet! mein Vater, verzeiht eurem Sohne, und gönnt seiner Littegard ein Räumlein neben ihm im Grabe." Da brach dem grauen Vater das Herz. Er blickte mit nassen Augen gen Himmel, und rief: Gott, großer, gerechter Gott! Sey mir gnädig, und vergieb mir, was ich einst unsinnig geschworen! Er sprang vom Roß herab, ließ es laufen, kniete an seinem entseelten Sohne nieder, rief ihn ins Leben zurück, und ließ ihn, als noch einige Spur sich zeigte, in's nahe gelegene Kloster tragen. Dort wurde er sanft gebettet, und als er nach mehrern Stunden der Betäubung er-

wachte, sahe er sich in Littegards Armen, die ihn mit ihren heissen Küssen wieder zu erwecken strebte. Gott sey's gedankt! rief Dietrich, er lebt. O daß er auch genesen möchte. Littegard, gute, brave Littegard! Zaubere ihn zurück ins Leben, und du hast ihn für dich gewonnen. Der Himmel erhörte das Vaterherz, stärkte den Zauber der Geliebten, und machte das ganze Haus des Grafen von Klingen unaussprechlich glücklich.

Nöthige Verbesserungen.

Seite	15	Zeile 11.	lese man statt herrischen—heroischen.
-	16	— 12.	st. Luft — Lust.
-	20	— 4.	v. u. st. bläuliche — blauäugige.
-	22	—	letzte Zeile, st. Erweckungen — Erweckung.
-	27	— 5.	st. veredelte — veredelt.
-	31	— 2.	st. dann — denn.
-	33	— 6.	st. fünfzig — funfzig.
-	42	— 13.	st. je — ja.
-	57	— 7.	st. er — sie.
		8.	st. konnte — konnten.
-	95	— 5.	st. Gattinnen — Göttinnen.
-	120	— 7.	muß es heissen beide Wege.
-	121	— 11.	st. des zweyten euch — auch.
-	127	— 14.	st. von — vor.
-	132	— 4.	v. u. st. guten — gute.
-	136	— 7.	st. noch — euch.
-	151	— 4.	muß es heissen: langt etwa jene nicht aus ꝛc.
-	158	— 11.	st. übeln — übele.
-	165	— 1.	st. nach — noch.
-	167	— 5.	st. erhobt — erhebt.
-	171	— 11.	st. Glückstern — Glückstern.
-	172	—	letzte Zeile muß nach dem Worte gewesen ein Punkt stehen.
-	173	— 1.	ist das Wort ist zu streichen.
-	175	— 15.	das Wort hatte zu ergänzen.

Seite	180	Zeile	2. v. u. st. Farben — Farbe.
—	186	—	2. st. beßten — besten.
—	188	—	9. das Wort mußte ist ans Ende des Perioden zu setzen.
—	195	—	13. st. wovon — woran.
—	215	—	2. st. kein — keinen.
—	220	—	12. st. veräußert — geäußert.
—	229	—	11. st. wadere — wackern.
—	235	—	2. st. im — in.
—	237	—	13. st. auch — euch.
—	240	—	4. st. füllt — hüllt.
			11. st. tritteſt — trittſt.
—	241	—	1. st. kennten — kannten.
—	245	—	3. st. anderm — andern.

Nacherinnerung.

Der Abdruck dieses zweyten Jahrgangs der Alruna war bereits vollendet, und sollte so eben von Zürich, als dem Druckorte derselben, zur weitern Besorgung nach Leipzig versendet werden, als der wieder ausgebrochene unselige Kriegstrubel den Postenlauf und das Frachtfuhrwesen aus der Schweiz auf einmal hemmte und in völliges Stocken brachte. Durch diesen ungünstigen Umstand wurden die Verleger veranlaßt, gegenwärtigen, eigentlich für 1806 bestimmten Jahrgang, für das Jahr 1807 zurück zu behalten, und wünschen sehr, daß er dadurch bei denen, die ihm etwa mit Verlangen entgegen gesehen, nicht verloren haben möge. Wir können hierbei zugleich die Versicherung geben, daß schon jetzt mit allem Fleisse am dritten Jahrgange gearbeitet wird, und daß alle nöthige Vorkehrungen getroffen worden sind, um die künftige ununterbrochene und pünktliche Erscheinung dieses so beifällig aufgenommenen Taschenbuchs, so viel wie möglich, vor etwanigen Hemmungen zu sichern.

Die Verleger.

Vorzugsausg. m. 10 kolor.
Kupfern
Kupfer v. d. Schrift